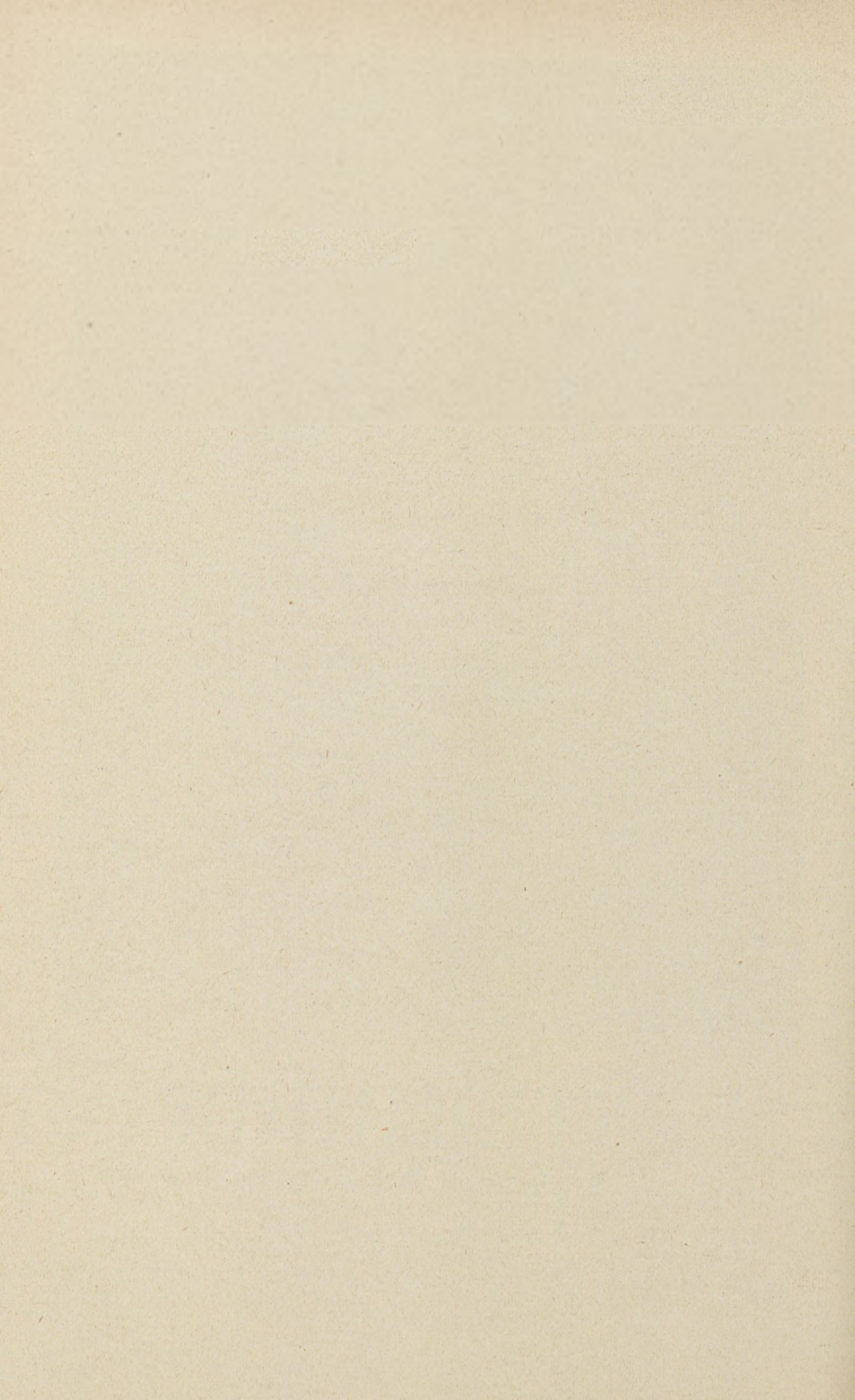


Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1 Februar 1939 Heft 12



An die ostdeutsche Landschaft

Wir sind der Demut wogenweite Felder,
Wenn warmer Wind der Blüte Atem weht,
Wir sind verborgne Stille deiner Wälder,
Die wie ein Mückenspiel auf Wassern steht.

Du schenkst uns deiner Erde reifes Korn,
Das wir mit harten Händen von dir mähen
Und schenktest uns des Blutes heißen Born:
Wer will dich schmähen?

Wir sind die Herbheit opferfroher Pflicht,
Und unsere Pflicht, bei Gott, ist ein Gebet!
So gabst du, Erde, uns dein Angesicht
Und einen Glauben, den kein Sturm verweht!

Herbert Böhme

Werner Daitz

Die Neuordnung Europas aus Volkstums- und Raumgesetzlichkeit

Es ist das oberste Gesetz alles Lebens, daß die Natur auf die Dauer nur diejenigen Lebensformen als lebenswürdig und lebensbeständig anerkennt, die aus eigener Kraft und aus eigenem Raum zu leben vermögen. Freiheit durch Selbstverteidigung! — hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott! — ist also das oberste ethische Grundgesetz. Es gilt in gleicher Weise für Baum und Strauch, für Mensch und Tier, für Völker und Erdteile.

Der europäische Kontinent, der als raumpolitische Einheit von Gibraltar bis zum Ural, vom Nordkap bis zur Insel Cypern reicht — denn nur in diesem Raum sind alle Anbau- und Schürfmöglichkeiten, die ihm ein eigenständiges Leben neben den anderen Kontinenten gestatten — vorhanden, hat in den letzten 400 Jahren gegen dieses Grundgesetz alles Lebens verstoßen. Durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien wurden die Völker Kontinentaleuropas verführt, ihren Bevölkerungsüberschuß nicht mehr wie in den früheren Jahrhunderten unter Führung der sächsischen Könige sowie Heinrich des Löwen, der Hanse und des Deutschritterordens in Osteuropa anzusetzen und Europa immer wieder am Ural gegen das völkische und ideologische Eindringen Asiens zu verteidigen, sondern diesen Bevölkerungsüberschuß, darunter die tat- und lebenskräftigsten Menschen an diese neu entdeckten Erdteile abzugeben. Wäre diese letzte Völkerwanderung nach Übersee nicht erfolgt, so lebten heute 150 Millionen West- und Mitteleuropäer mehr in Osteuropa und niemals hätte der Vielvölkerstaat, das zaristische Rußland und seine heutige brutalste Nachfolge, der jüdische Bolschewismus, von Osteuropa Besitz ergreifen und es aus der europäischen Arbeits- und Kulturgemeinschaft ausschalten können. — Aber ebenso wie durch diesen ideologischen und völkischen Einbruch Asiens in Osteuropa in den letzten 400 Jahren im Osten eine ideologische Wüste (der Bolschewismus) entstand, ebenso entstand auch im Westen nach Übersee hin infolge des unnatürlichen Lebens Europas aus fremden Erdteilen und der Kraft fremder Völker eine ideologische Wüste, die in den Theorien von Freihandel, internationaler Arbeitsteilung, „Humanität", Demokratie, Parlamentarismus und allen diesen Dingen, die das Wesen des Liberalismus ausmachen, ihren Niederschlag fand. Diese liberalistische Wüste im Westen und die bolschewistische im Osten entstammen also der gleichen Wurzel, daß Kontinentaleuropa und seine Völker in den letzten 400 Jahren nicht an erster Stelle aus eigener Kraft und eigenem Raum, sondern aus fremden Räumen: den beiden Amerika, Afrika, den beiden Indien und Australien gelebt hat und aus der Kraft der dort angesiedelten oder vorgefundenen Völker, die man in Kolonialhörigkeit zwang. Die passive Zahlungs- und Handelsbilanz, die Europa gegenüber den fremden Erdteilen als Ausdruck dieses unnatürlichen Lebens hätte aufweisen müssen — wurde zunächst dadurch überdeckt, daß man einen ungerechten Leistungsaustausch aufrichtete, in dem man den fremden Völkern und Erdteilen weniger gab, als man von ihnen nahm. Und wenn sich die Ausgeplünderten zur Wehr setzten, dann warf man das Schwert in die Waagschale und rechtfertigte diese Gewaltanwendung mit den liberalistischen Theorien. — So vergaß Europa unter dem Einfluß dieses un-

natürlichen Lebens, daß nur das Volkstum auf die Dauer geschichts- und staatenbildende Kraft besitzt. Und daß nur die Ausrichtung alles Wissens und Könnens, alles Glaubens und aller Kultur nach dem besonderen Lebens- und Wachstumsgesetz jedes Volkes ihm ein Höchstmaß der Lebensentfaltung, der Produktivität auf allen Gebieten und der Lebenskraft verleiht und nicht ein Leben nach scheinbar allgemein-gültigen Staats-, Wirtschafts-, Kultur- oder religiösen Theorien. Man verließ den Volkstumsgedanken als einzig möglichen und natürlichen Ordnungsgedanken Europas und brachte Europa durch die imperialistisch-liberalistischen Theorien und Ideologien von Parlamentarismus, Demokratie, Freihandel des Westens und durch die imperialistischen Ideologien des Zarismus und Bolschewismus des Ostens in eine künstliche, unnatürliche Ordnung, die immer unproduktiver, lebensuntüchtiger und lebensunwürdiger wurde. Und zwar in dem Maße, wie die fremden Erdteile in den letzten 100 Jahren selbständig wurden und sich nun von dem ungerechten Leistungsaustausch zu befreien versuchten und mehr und mehr einen gerechten Leistungsaustausch mit dem übrigen Europa erzwangen.

Durch diese Selbständigkeitserklärung der fremden Erdteile und dadurch, daß sie sich heute gegen die europäische Einwanderung verschließen, besitzt heute ganz Mittel- und Osteuropa im ganzen eine passive Zahlungs- und Handelsbilanz gegenüber Übersee und ist infolgedessen gezwungen, sich wieder auf die arteigenen Kräfte seiner Völker und die Wirtschaftskräfte und die natürliche Ganzheit seines Raumes zu besinnen und darauf wieder sein Leben neu zu begründen. Jedes Volk Europas muß sich also zuerst wieder als Bürger des europäischen Kontinents fühlen. Wirtschaftlich gesprochen: Europa den Europäern, der europäische Bedarf muß zuerst in Europa gedeckt werden! — Heute verlangt also die Selbständigkeitserklärung der fremden Erdteile, daß die Völker Europas der liberalistischen ideologischen Wüste im Westen entsagen und den Volkstumsgedanken wieder zum Ordnungsgedanken jedes Volkes und ganz Europas erklären.

Diese beiden Forderungen des Schicksals: Wiedergeburt jedes europäischen Volkes aus seiner ihm eigentümlichen Lebensgesetzlichkeit und Wiederherstellung der Ganzheit des europäischen Raumes und damit Ausnutzung aller wirtschaftlichen Möglichkeiten des europäischen Raumes an erster Stelle stehen heute riesengroß vor Europa und schmieden Kontinentaleuropa wieder zu einer neuen Schicksalsgemeinschaft zusammen.

Von der ideologischen Wüste im Westen mußte sich zunächst Mitteleuropa trennen: Deutschland und die Völker von Skandinavien — Finnland bis zur Türkei, weil sie keinen gewaltmäßigen Ausgleich mehr ihrer Zahlungs- und Handelsbilanz und für ihren Bevölkerungsüberschuß in Übersee finden können. Sie müssen sich also an erster Stelle zu einem neuen Glauben, nämlich zu der eigenen Lebenskraft und der Wirtschaftskraft ihrer Volksräume bekennen. Sie müssen also aus ihrer Lebensgesetzlichkeit neu, d. h. autoritär wiedergeboren werden.

Dagegen können auch heute noch die westlichen Randvölker Europas: England, Holland, Belgien, Frankreich, ein demokratisches Leben führen, weil sie heute noch sich auf die Lebens- und Raumkräfte fremder Erdteile mit Hilfe ihrer Kolonialreiche stützen können. Wie lange noch, wird die Zeit lehren. Sie haben deshalb noch einen anderen Glauben, nämlich den an Demokratie, Parlamentarismus, internationale Arbeitsteilung und dergleichen und werden hierbei von USA. unterstützt, die überhaupt zu einer eigenen Lebensform noch nicht vorgedrungen sind.

Diejenigen Völker Mitteleuropas, die bereits die erste Forderung des Schicksals erfüllt haben, Wiedergeburt aus eigener Lebensgesetzlichkeit wie Deutschland durch den Nationalsozialismus, Italien durch den Faschismus und die Türkei im Kemalismus, diese Völker müssen aber nicht nur die westlichen liberalistischen Ideologien verlassen und autoritär werden, denn dies ist ja ge-

rade das Wesen ihrer „Wiedergeburt" — sondern sie müssen auch als erste der europäischen Völker der ideologischen Wüste im Osten, dem Bolschewismus, von Natur aus Feind sein. Dann erst, wenn der heute noch durch den Bolschewismus gewaltsam zusammengepreßte Vielvölkerstaat der UDSSR. wieder von diesem Imperialismus befreit ist, kann sich wieder eine europäische Arbeitsgemeinschaft herausbilden, die auf dem völkischen Gedanken als Ordnungsprinzip beruhend, alle wirtschaftlichen Möglichkeiten des europäischen Raumes ausschöpft und eine europäische Völkerfamilie bildet, die aus eigener Kraft und eigenem Raum neben den immer selbständiger werdenden übrigen Erdteilen leben kann.

Mehr als 400 Jahre lang herrschte also in Europa die Ideologie: daß Staat mehr sei als Volk. Daß man also die verschiedensten Völker, ohne ihre Lebenskraft zu schmälern, gegen ihren Willen in einen übergeordneten Staat zusammenpressen könne. Heute nun ordnet sich unter der Hegemonie des Gedankens: daß Volk mehr ist als Staat, das bisherige unstabile Staatenchaos Europas zu einem gefestigten, völkisch gegliederten europäischen Kosmos.

Während also Europa in der Vergangenheit von der Peripherie der zuletzt durch den Staatsvolkgedanken der französischen Revolution, in eine wenig haltbare und leistungsfähige Ordnung gebracht wurde, wird es jetzt von seiner natürlichen Mitte her, durch den Volksstaatsgedanken der deutschen Revolution, in eine haltbarere und produktivere — weil auf den Naturgesetzen und nicht auf den Denkgesetzen — beruhende natürliche Ordnung gebracht. Damit wird für den europäischen Kontinent dasselbe Ordnungsprinzip durchgeführt, das England in seinem Weltreich ebenfalls mehr und mehr von sich aus verkörpert. Denn home rule und self government sind nur der englische Ausdruck für die primäre Autorität, die England den besonderen völkischen und Raumkräften der einzelnen Teile seines Empire beimißt und auf denen er die british commonwealth aufbaut.

Dadurch, daß 400 Jahre lang seit dem Jahre 1500 immer neue Erdteile und Räume von Europa aus entdeckt und unter die Herrschaft Europas gebeugt wurden, zerbrachen alle natürlichen Bindungen und Ordnungen Europas. Alles wurde flüssig, schwimmend und dynamisch. Heute nun, wo keine neuen Räume mehr zu entdecken und zu besetzen sind, sondern die in den letzten 400 Jahren eroberten sich gegenüber Europa mehr oder weniger ganz oder teilweise verschließen — sei es, daß sie selbständige politische und wirtschaftspolitische Einheiten geworden sind, wie die USA. oder die Staaten Südamerikas, oder daß sie politisch und wirtschaftspolitisch gebundene Bestandteile der Kolonialreiche Englands, Hollands, Belgiens oder Frankreichs, der Westrandstaaten Europas geworden sind — jedenfalls ist damit ein grundsätzlicher Strukturwechsel in der ganzen Welt eingetreten. Die Dynamik der letzten vierhundert Jahre ist in eine Statik übergegangen, in der jedes Volk und jeder Kontinent nur so viel Lebensrecht besitzen wird, wie er aus eigenem Raum und eigener Kraft zu entwickeln vermag. Dieser grundsätzliche Strukturwechsel vom dynamischen zum statischen, auf den sich nun alle Erdteile neu einzustellen haben, äußert sich in der sogenannten Weltkrise, die wir heute erleben und unter der in ganz besonderem Maße Europa leiden muß, weil ja naturgemäß Europa am meisten durch diesen Strukturwechsel betroffen ist. Die heutige Krise ist also keine Konjunkturkrise, wie wir sie in der liberalistischen Zeit in regelmäßigen Abständen erlebten, sondern eine Strukturkrise, die nur durch eine Umstellung der Gehirne der Menschen wieder behoben werden kann.

Die europäische Revolution, die heute vor unseren Augen abrollt und ein immer schnelleres Tempo annimmt, besonders nach dem Osten zu — ist also eine echte Revolution, weil sie auch eine Umstellung, einen Umbruch des Geistes bedeutet.

In dieser strukturell veränderten Welt ergibt sich heute für Europa die folgende lebensstrategische Lage: Englands Aufgabe wird es in der Hauptsache sein, mit seinem Empire den Druck der selbständig

gewordenen überseeischen Kontinente gegen Europa abzuschirmen. Deutschland wiederum muß mit einem osteuropäischen Ottawa Kontinentaleuropa abschirmen gegen den raum- und volkspolitischen Druck Asiens. Italiens Aufgabe wird es sein, mit seinem Imperium den Druck des immer mehr selbständig werdenden Afrikas gegen Europa abzuwehren. Deutschland, Italien und England mit ihren untereinander klar abzugrenzenden Einfluß-Sphären und mit ihrem völkischen Selbstbewußtsein, das sich in der bewußten Rassenpolitik Deutschlands und Italiens und in der zur Zeit noch unbewußten Englands konkretisiert — und daß diese Völker schützt, von der Bevölkerung ihrer natürlichen Einfluß-Sphäre biologisch aufgezehrt zu werden — haben alle an erster Stelle die große geschichtliche Aufgabe, Rücken an Rücken stehend, Europa wieder zu ermöglichen, ein natürliches Leben aus eigener Kraft und eigenem Raum, neben den übrigen in Selbständigkeit erstarkten Kontinenten zu führen. Daß die Mutter Europa auch fürderhin neben ihren nunmehr erwachsenen Töchtern, den von ihr entdeckten und besiedelten Erdteilen bestehen kann. Und so zeigt sich weiter aus dieser historischen und geopolitischen Perspektive, daß die nationalsozialistische Wiedergeburt Deutschlands, die faschistische Italiens und die kemalistische der Türkei nicht isolierte oder gar künstliche Erscheinungen sind, sondern organisch verknüpft sind mit der Neuordnung des ganzen europäischen Kontinents und der Wiederherstellung seiner raumpolitischen Ganzheit. Die Rückführung des Lebens dieses Erdteils wieder in seine natürlichen Bindungen an Rasse und Raum, d. h. an die besondere Lebensgesetzlichkeit jedes seiner Völker und die natürlichen Gesetzlichkeiten seines Raumes, denen es für 400 Jahre entfremdet war. Daß Adolf Hitler, Mussolini und Atatürk also nicht irgendwelche aus dem Intellekt erklügelte Staatssysteme geschaffen haben, die wieder mit dem Tode ihres Schöpfers vergehen— sondern daß sie nur die Vollzieher eines naturgesetzlich bedingten irrationalen europäischen Schicksals sind und darum die von eben diesem Schicksal berufenen wahren und ewigen Führer ihrer Völker sind. Daß die von ihnen geschaffenen Ordnungen ihrer Völker lebendige, sich immer wieder aus sich selbst erneuernde und über viele Jahrhunderte beständige sind. Mit dieser Neuordnung der europäischen Völker und des ganzen Erdteils als einer bleibenden Erscheinung hat die Welt zu rechnen, ob sie will oder nicht.

Wir, vor deinen Toren …

Wir haben dich nie betreten
und sehnen uns nach dir wund
im Wachen und Träumen und
in einem heimlichen Beten.

Wir haben dich nie gesehen,
doch brennend singt unser Mund
von einem leuchtenden Bund,
in dem wir zu dir stehen,

dem Bund, den wir geschworen,
stumm auf ein heimlich Panier:
Deutschland, wir halten zu dir,
auch wir, vor deinen Toren!

Peter Hundt

Hermann Haßbargen

Fichte – der deutsche Tatdenker

Zum 125. Todestag des Philosophen

Anläßlich einer jüngst erschienenen Schrift über Johann Gottlieb Fichte ist eine Polemik darüber entbrannt, ob sein philosophisches System als eine Vorwegnahme heutigen, d. h. nationalsozialistischen Gedankengutes zu betrachten sei, oder nicht. Mit Recht ist geltend gemacht worden, daß Fichte mit den Ideen der französischen Revolution allzu eng verknüpft sei, als daß man seine Philosophie im Ganzen etwa als einen sich gedanklich mit dem Nationalsozialismus deckenden Rahmen betrachten könne. Diese Streitfrage ist für uns auch nicht wesentlich. Es kommt nicht darauf an, ob die Geister vergangener Zeiten bereits Gedanken und Erkenntnisse unserer Tage vorausgenommen haben, oder nicht. Wesentlich ist nur, was sie als Kinder ihrer Zeit in dem Kampf um die Selbstverwirklichung des deutschen Geistes, um das Werden deutscher Wesenheit geleistet haben, das wir als den Sinn der Geschichte unseres Volkes betrachten. Fichte war ein Rufer zur Deutschheit. Wenn in allen seinen Werken Gedanken zum Durchbruch gekommen sind, die uns heute besonders zeitgemäß erscheinen, so liegt das daran, daß die Idee des Nationalsozialismus die erste konsequente Zusammenfassung und Verwirklichung wesenseignen deutschen Denkens ist. Alles was in der Vergangenheit in der zeitbedingten Form als deutscher Geist gegen weltanschauliche Überfremdung auftrat, ob Meister Eckart, Luther oder Fichte, mündet daher unsichtbar und unbeabsichtigt in der deutschen Weltanschauung unserer Tage. Nicht zufällig ist daher zum Beispiel Fichte zu dem gleichen Gottesbegriff gelangt, den Meister Eckart als erster „Protestant“ verkündete, obwohl Fichte Meister Eckart gar nicht kannte. Über allem Wechsel des Geschehens sehen wir darin das große Einheitliche und Unabänderliche sich erheben, das zum ewigen Bewußtseinsgut zu machen, das Ziel des Nationalsozialismus ist: die rassisch bedingte deutsche Volkheit.

In einem aber ist Fichte uns Heutigen besonders nahe. Er zuerst faßte den Gedanken von der Erziehung der Nation. Ausgehend vom Gedanken der Erziehung des einzelnen erkannte er in einer Zeit der Not und Schmach die Notwendigkeit, die Nation zur Freiheit zu führen, indem man sie zu sich selbst erzieht. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ sind jedem Deutschen, wenn auch nur wenige sie kennen mögen, ein Begriff. Durch „Reden an die Nation“ führte Adolf Hitler das deutsche Volk in eine Weltanschauung, die die Voraussetzung für die Überwindung der Knechtschaft von 1918/19 war, die den Zeiten von 1806/07 in so mannigfacher Weise gleicht.

Das ist uns Veranlassung und Verpflichtung, des im Osten geborenen Philosophen und Sehers Fichte an seinem 125. Todestag zu gedenken als eines Rufers zur Deutschheit, der durch die Glut seiner Ideen und die Willensmacht seiner Rede deutsche Menschen zur Tat der Befreiung zu entzünden wußte.

+

Fichte wurde am 19. Mai 1762 in Rammenau in Sachsen als Sohn eines Bandwirkers geboren. Sein erstes im Gedächtnis für immer festgehaltenes Erlebnis, das schon bezeichnend ist für Charakter und Schicksal des späteren Mannes fällt in das 8. Lebensjahr. Der Vater hatte dem aufgeweckten Sohn für fleißiges Lernen ein Buch vom hürnenen Siegfried mitgebracht, das den Knaben Pflichten der Schule und des Hauses vergessen



„Das Bewusstsein: meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz begründet wäre, könnte hierbei nicht beruhigen: denn, wie? wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend, ein guter Geist sein wird; wie? wenn gerechnet wäre auf das grosse, den verbrüderten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel Eines Stammes, der einmüthig und in allen seinen Ständen ohne Ausnahme sich erhebt, um sich zu befreien!"

(Aus Fichte's Rede an seine Zuhörer. Berlin, 19. Februar 1813.)

J. G. Fichte als Landwehrmann

ließ. Es setzte Prügel. Die Schuld aber hatte das Buch. Der Knabe sieht das ein, und kurz entschlossen wirft er den Verführer in den Bach, um gleich darauf den herben Verlust laut zu beweinen. Der Vater kommt zufällig hinzu. So ein undankbarer Junge! Wieder setzt es Prügel. Der Kleine kann sich nicht erklären. Der bald versöhnte Vater will ihn wieder mit einem Buch anregen und erfreuen. Der Sohn weist es als Versuchung von sich. Wir blicken hier hinein in die geheimnisvolle Veranlagung eines Gezeichneten, der später versucht war, mehr von sich zu werfen als ein Buch.

Einem so standhaften Jungen konnte man schon ein öffentliches Amt anvertrauen: Johann Gottlieb Fichte wurde der Gänsejunge des Dorfes. Nicht für lange. Sein gutes Gedächtnis verhalf ihm zu Höherem. Ein Freiherr von Miltitz wurde auf seine überragende Begabung aufmerksam und ließ den Knaben auf seine Kosten ausbilden. Nach einführendem Privatunterricht durch einen Pfarrer, bezog der zwölfjährige die berühmte Fürstenschule zu Pforta bei Naumburg.

Das war für ihn ein Weg in eine kalte und fremde Welt. Die Enge bedrückt den Zögling. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit und ehrliche Gradheit bleibt unverstanden bei den Kameraden, die nicht seine Kameraden sind. Er ist einsam unter den vielen. Ein Fluchtplan reift und wird zur Tat. Bessere Einsicht im Gedenken an die Eltern läßt ihn umkehren. Die Flucht trägt gute Früchte. Sie weckt Aufmerksamkeit und besseres Verständnis, so daß dem besonderen Knaben nun endlich besondere Pflege und Führung zuteil wird. Ein junger Lehrer fördert ihn vor anderen. Er darf außerhalb des Lehrplanes an Goethes Götz sich erfreuen und dem geschliffenen Geist eines Lessing begegnen, dessen Kampf mit dem Pastor Goeze ihn wie viele andere in Spannung hält und ihm zur Aufforderung wird, es stets mit der Wahrheit zu halten.

Als einer der besten Schüler verläßt er Schulpforta. Was wird nun? Für den Pfarrerberuf wollte er sich ausbilden. Die Eltern hatten den gleichen Wunsch. Woher aber sollten die Mittel kommen? Die Familie war zahlreich, der freiherrliche Gönner inzwischen verstorben. Mit sehr kargen Mitteln geht der Jüngling hoffnungsvoll nach Jena. Er schlägt sich wacker durch, muß den Kampf aber bald aufgeben, um im größeren Leipzig sich zu versuchen, wo er eher — als Werkstudent — sich wird durchkämpfen können. So war sein Studium mühsam. Oft fehlte ihm das Notwendigste. Seine Armut wollte er niemanden gestehen, Stipendien zu erbetteln war seine Sache nicht. Das Studium machte ihm Freude. In geistigen Dingen war er nicht genügsam. Seine Gedanken gingen weiter als die Lehrsätze der Dogmatik, mit denen er in Konflikt geraten mußte. Endlich war er nun so weit, daß ein hochwohllöbliches Konsistorium ihm eine Pfarre hätte anvertrauen können. In seinem Geburtsort Rammenau hatte seine Predigt die Zuhörer richtig gepackt. Ja, der junge Fichte, das war ein rechtschaffener Prediger, der würde wirken können durch das lebendige Wort. Das glaubte der junge Kandidat seinerseits auch. Er war fest überzeugt, einen guten Pfarrer abzugeben. Niemand aber berief ihn. Endlich entschloß er sich zu einem Gesuch an die sächsische Kirchenbehörde und bat um eine bescheidene Stelle. Eine Predigt fügte er als Ausweis seiner Eignung hinzu. Diese Predigt verdarb alles. Sie mißfiel. Der Kandidat der Theologie Fichte war gläubig — rechtgläubig war er nicht!

Ein weiteres Jahr verging ohne Aussicht auf eine glückliche Wendung. Da packte ihn Zorn und Verachtung gegen die erbärmliche Welt. Sein 26. Geburtstag sollte sein letzter sein; so glaubte er sich entscheiden zu müssen. Anders sollte es kommen. Am Vorabend dieses Geburtstages erreichte ihn ein Brief, in dem ihm Freundeshand eine Hauslehrerstelle in Zürich anbot. Fichte dankte gerührt, und nun erst gestand er dem Freunde, dem Steuereinnehmer Weiße, das Ganze seiner bedrängten Lage, um dann von der übergroßen Spannung erlöst tatenfroh nach Zürich zu wandern. Er traf es dort gut und nahm seine Aufgabe sehr ernst. In Zürich lernte er Lavater kennen, fand zusagenden Umgang und in Johanna Rahn eine verständige Braut und spätere Lebensgefährtin. Als sein Lehrauftrag nach 1½ Jahren zu Ende ging, wollte seine vermögende

Braut ihn an die Schweiz und damit an sich fesseln. Fichte lehnte dies Wohlwollen ab. Es zog ihn in die Fremde und zu sich selbst und zu der ihm vom Schicksal zugedachten Aufgabe. Zur Ruhe setzen konnte er sich nicht. Er wollte etwas leisten und ging nach Leipzig zurück. Viele Pläne wurden geschmiedet, viele Versuche gemacht. Nichts wollte glücken. Wieder drohte ihm alles zu versinken. Da geschah etwas. Die Entscheidung fiel. Fichte lernte Kants Philosophie kennen und jubelte. Er schrieb an die Braut: „Ich habe bei meiner äußeren gedrückten Lage meine seligsten Tage erlebt." Worauf beruhte nun diese jubelnde Seligkeit? Sie erklärt sich so. Der scharfsinnige und unerbittliche Wahrheitsucher Fichte war dem Determinismus zugetan gewesen, d. h. dem Lehrsatz von der Notwendigkeit aller menschlichen Handlungen, der eine Freiheit ausschließt. Dieser Erkenntnis des Hirns stand das Wünschen des Herzens ganz entgegen. Der tätige, charakterfeste Fichte brauchte zum Leben und Wirken das Bewußtsein schöpferischer Freiheit. Diese Freiheit schenkte ihm Kant. Nun war ihm bewiesen, was er bis dahin für nie beweisbar angesehen hatte, daß der aus Pflicht handelnde Mensch frei ist, daß Notwendigkeit und Freiheit zusammengehören. Nun wollte er sich daran machen, den Satz der mechanischen Notwendigkeit des Determinismus zu bekämpfen, um damit dem großen Sittenverderben der „sogenannten besseren Stände" Einhalt zu gebieten.

Ein erster literarischer Versuch blieb in der Schreibtischlade, da Fichte mit keinem Verleger einig wurde. Das bedrückte ihn nicht so sehr. Denn jetzt war die Zeit gekommen, wo er in Zürich die treue Braut heimführen würde. Doch dies blieb vorläufig ein Traum. Der Schwiegervater verlor sein Vermögen. Fichte bewahrte die Ruhe und innere Entschlossenheit. Aber das Angebot einer neuen Hauslehrerstelle, diesmal in Warschau, mußte er wohl oder übel annehmen. Wieder reiste er zu Fuß. Sein Reisetagebuch verrät einen guten Beobachter. Einmal blitzt ihm bei der Vergleichung jüdischer und polnischer Gesichter ein in fernere Zukunft weisender Gedanke auf. Er schreibt: „Aber sollte nicht die Gesichtsvergleichung im großen durchgeführt über die Völkerorigines und ihre Verwandschaft Licht geben können?"

Vorläufig, in Warschau, hatte Fichte es nur mit der Verschiedenheit der Charaktere zu tun. Er mißfiel der Gräfin von Plater und sie ihm. Nicht ohne Kampf wurde ihm sein Reisegeld erstattet. Sofort war er entschlossen, die Gelegenheit zu nutzen und den verehrten Kant in Königsberg aufzusuchen. Der Empfang war frostig. Das verwunderte Fichte nicht. Er sann auf Abhilfe. Fünf Wochen schloß er sich ein und schrieb auf kantischer Grundlage eine „Kritik aller Offenbarung". Er erreichte sein Ziel. Kant nahm ihn mit Achtung auf und empfahl seine Schrift dem Verleger Hartung. In Halle sollte sie gedruckt werden. Aber der Zensor — ein Gottesgelehrter — lehnte sie ab, weil Fichte behauptete, daß der Beweis der Göttlichkeit der Offenbarung nicht durch Wunder geführt werden dürfe. Auch Kant schlug ihm vor, die anstößige Stelle zu mildern. Fichte lehnte das ab. Er wußte, was er wollte. Seine Standhaftigkeit sollte bald auf härtere Proben gestellt werden. Die Kritik der Offenbarung wurde dennoch andernorts gedruckt — ohne Fichte als Verfasser zu nennen. Eine glückliche Fügung für ihn! Die berufenen Kritiker hielten Kant für den Verfasser und lobten die Schrift gewaltig. Kant gab Aufklärung. Fichte war ein berühmter Mann — kein reicher. Wiederum mußte er das Joch des Hauslehres auf den stolzen Nacken nehmen. Diesmal beim Grafen Krockow in der Nähe Danzigs. Hier erging es ihm leidlich nach Wunsch, und hier führte er in den Mußestunden fleißig die Feder. Er schrieb eine stürmische Kampfschrift: Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Heliopolis (d. h. Danzig) im letzten Jahre der Finsternis. Diesmal blieb der Name absichtlich fort. Im Vorwort aber versprach der Verfasser sich jedem ohne Scheu zu nennen, der ein Recht habe, danach zu fragen.

Was wollte Fichte? Sein Angriff galt denen, die nach einem Worte Schillers im Besitze und damit im Recht sind, (mit Worten Goethes) die Gesetz und Rechte

als ewige Krankheit sich forterben lassen. Diese satten und selbstsüchtigen Reaktionäre wollte er aufrütteln, Denkfreiheit sollten sie gewähren, damit alle Fähigen und Gutgesinnten aus dem Volke mitraten und mittaten könnten, gerechtere und bessere Zustände herbeizuführen. Im Hintergrunde stand warnend die französische Revolution, der Fichte bald darauf eine eigene Schrift widmete, die eine weitere Kampfansage an die Reaktion bedeutete, wenn man darunter jene versteht, die für falsche Tradition eintreten, damit alles zu ihren persönlichen Gunsten hübsch beim alten bleibe. Fichte blickte in die Zukunft, ja er hatte, wie wir gleich sehen werden, Visionen, deren Erfüllung aus völkischem Geist Aufgabe unserer Zeit geworden ist.

Als Fichte 1793 in Danzig den Druck seiner Kampfschrift veranlaßte, wollte man ihn hier ungern fortlassen. Leider ist nicht bekannt, wer in Danzig mit ihm in Verbindung gestanden hat. Niemand allerdings hätte ihn hier zurückhalten können. Denn nun, da er eine Leistung aufzuweisen hatte, wollte er endlich heiraten. Kaum hatte er sich in Zürich — nach seinem Wunsche nicht für dauernd — häuslich eingerichtet, da erreichte ihn der Ruf nach Jena als Professor der Philosophie — eine Berufung, die später Goethe als einen Entschluß „der Kühnheit, ja der Verwegenheit" bezeichnet hat. Fichte sagte zu. Der 32jährige Professor ging mit Eifer an die Arbeit. Er wußte seine Hörer zu packen. Herzhaft ging er aufs Ganze, er wollte zu ganzen Menschen erziehen, nicht in öder Spekulation unterrichten. Das heißt jedoch nicht, daß er nicht in peinlicher harter Denkarbeit sich an die Ausarbeitung seines Systems gemacht hätte. Noch im Jahre 1794 vollendet er die erste Niederschrift seiner Wissenschaftslehre. Dieses Werk ringt mit den Begriffs- und Erkenntnismitteln des 18. Jahrhunderts um ein zukunftsweisendes Ziel, um die völkische Gemeinschaft. Es ist zeitgebunden und weist doch über seine Zeit hinaus. Durch seine Zeitgenossen wurde Fichte bald darauf in einen Weltanschauungsstreit verwickelt. Man klagte den gläubigen Kämpfer der Gottlosigkeit an. Fichte behauptete, ganz entgegen dem Vater der neueren Philosophie, dem Franzosen Descartes, daß Gott als besonderes Wesen mit Persönlichkeit und Bewußtsein begabt nicht zu denken sei. „Wer so denkt, hat nicht Gott gedacht, sondern nur sich selbst im Denken vervielfältigt." Mit einem Begriffe des Denkers Erwin Guido Kolbenheyer heißt das, daß Fichte den aller idealistischen Philosophie gemachten Vorwurf der Hypostase („Verdinglichung") des Ichs vermieden hat. Und dies beweist, daß er seiner Zeit vorauseilte.

Fichte ging es letzten Endes nicht um das was gedacht werden kann, sondern um das, was getan werden muß. Er war wie Schopenhauer, und doch ganz anders, überzeugt, daß die großen Gedanken aus dem Herzen kommen. Religion, schreibt er, ist ohne Moral undenkbar. Wer das Ewige nicht in diesem Leben spürt, wird der Ewigkeit nie teilhaftig werden. Das waren revolutionierende Gedanken. Es verwundert nicht, daß der Staatsminister Goethe in diesem Zusammenhange äußerte, daß man über „Gott und göttliche Dinge" „besser ein tiefes Stillschweigen beobachte". Auch Goethe baute mit an der Brücke der Versöhnung, die Fichte betreten sollte. Mit einem leichten Verweis sollte alles abgetan sein. Fichte lehnte ab. Für ihn waren Person und Werk eine Größe.

Er verließ Jena, um sich in Berlin mit den Seinen durchzubringen. Die Feder mußte dabei das meiste leisten. Seiner Aufgabe, für die Gesamtheit zu wirken, blieb er treu. Im Jahre 1800 ließ er eine bemerkenswerte Schrift erscheinen: „Der geschlossene Handelsstaat." In dieser Schrift ist eine Fülle damals neuer Gedanken niedergelegt, die in das 19. Jahrhundert weisen und zum Teil heute nicht überholt sind; so, wenn er in dem Staat ein organisches Ganzes sehen will, in dem jeder ein Recht auf Arbeit hat und ein Recht auf Eigentum nicht ohne Arbeit, so, wenn er die Wirtschaft in die Grenzen des Staatsinteresses weist, so, wenn er den Wert des Geldes lediglich als den eines Tauschmittels erkennt und auch hier der Hypostase („Verdinglichung") wacker zu Leibe geht. Fichte war der Vorkämpfer eines nationalen Sozialismus. Er

sah die Schäden seiner Zeit, die bald darauf bei Jena und Auerstädt im Jahre 1806 allen offenbar wurden. Für Fichte war damit eine weitere Offenbarung verbunden. Er hatte in der französischen Revolution das Vorbild eines gesunden Fortschritts gesehen, ohne jemals seinerseits ein Anbeter der Vernunft, ein Verfechter der Gleichmacherei und ein Demokrat mit Bankkonto zu werden. Er war und blieb ein glühender tätiger Idealist. Nun, nach dem Zusammenbruch Preußens, sah er, was aus der französischen Revolution hervorgegangen war, ein machtgieriger Eroberer, ein Teufelsmensch. Nun packte ihn heiliger Zorn. Jetzt war seine Stunde gekommen. Er wollte das Volk aufrufen, er wollte helfen, das Volk zu bilden, die Deutschen zusammenzufassen, sie frei zu machen, innerlich frei und groß und würdig. Dann, so schloß er, würde die äußere Freiheit sich erringen lassen. Als er diesen Plan faßte, traf ihn seine Frau laut vor sich hin redend mit geballten Fäusten in die Luft schlagend. Sie warnte ihn und verwies auf den Buchhändler Palm, den die Franzosen in Braunau erschossen hatten. Fichte war schon auf diese Warnung gefaßt und erklärte bestimmt, das Schicksal Palms, wenn es sein müßte, teilen zu wollen. Er hat seine Reden an die deutsche Nation unter dem Marschtritt französischer Bataillone gehalten. Nun war sein Wunsch erfüllt, der Wunsch, recht kräftig außer sich zu wirken. Als endlich nach der Vernichtung der großen Armee in Rußland die Stunde des Aufrufs schlug, meldete sich auch Fichte zum Dienst mit der Waffe. Es war ihm vergönnt, die große Wandlung zu erleben. Seine Frau widmete sich der Pflege der Verwundeten, wurde angesteckt und drohte dem Lazarettfieber zu erliegen. Wider Erwarten genas sie. Fichte, freudig bewegt, beugte sich über die Genesende und empfing den Keim tötlicher Ansteckung. Mitten aus reichem Schaffen holte ihn am 29. Januar 1814 der unerbittliche Tod.

Das Leben des deutschen Tatdenkers war zu Ende — sein Wirken nicht. In der Reihe deutscher Geistesahnen nimmt er einen Ehrenplatz ein. Einen Ehrenplatz können wir ihm um so nachdrücklicher einräumen, je deutlicher wir uns der geschichtlichen Bedingtheit auch dieses Großen bewußt sind. Wir ehren an ihm besonders seinen lauteren, unverbrüchlichen, deutschen Charakter, dem schon Goethe seine hohe Anerkennung zollte. Wie nahe der Denker Fichte dem Leben stand, mag sinnfällig werden an den Worten, mit denen der Sohn den Vater, den Bandwirker aus Rammenau ehrte, indem er in sein Tagebuch schrieb: Der gute brave herzliche Vater! Wir wohl tut mir stets sein Anblick und sein Ton. Mache mich, Gott, zu so einem guten ehrlichen rechtschaffenen Manne und nimm mir alle meine Weisheit und ich habe immer gewonnen.

Der schönste Glücksstern, der einem Helden ins Leben leuchten kann, ist der Glaube, daß kein Unglück sei, und daß jede Gefahr durch feste Fassung und durch den Mut, der nichts, und wenn es gilt, auch das eigne Leben nicht schont, besiegt werde.

Rufe zur Deutschheit

Worte J. G. Fichtes

Ihr wollt, daß alles hübsch bei dem Alten bleibt, daher euer Widerstreben, daher euer Geschrei über die Unausführbarkeit unserer Grundsätze. Nun, so seid wenigstens ehrlich und sagt nicht weiter: wir können eure Grundsätze nicht ausführen. Dies Geschrei über die Unmöglichkeit dessen, was euch nicht gefällt, treibt ihr nicht erst seit heute; ihr habt von jeher so geschrieen, wenn ein mutiger und entschlossener Mann unter euch trat und euch sagte, wie ihr eure Sache klüger anfangen solltet. Dennoch ist trotz eurem Geschrei, manches wirklich geworden, indes ihr euch seine Unmöglichkeit bewieset. Ihr werdet noch oft nötig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht seht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten wirklich geworden ist.

*

Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas.

*

Jeder muß leben können durch seine Arbeit und muß arbeiten, um leben zu können. — Kein Mensch hat das Recht, seine Kräfte ungebraucht zu lassen und durch fremde Kräfte zu leben.

*

Darin besteht eines jeglichen Bestimmung und Wert, daß er, mit allem, was er ist, hat und vermag, sich an den Dienst der Gattung, — und da . . . an den Dienst des Staates setze. Auf welche von ihm selbst gewählte, oder vom Staate angewiesene Art jemand dies tue, darauf kommt es nicht an; sondern darauf, daß er es tue: und jeder ist zu ehren, nicht nach dieser Art, sondern nach dem Grade, in welchem er es in seiner Art tut.

*

(Den Juden) . . Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel. — Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern, und sie alle dahin zu schicken.

Ein Staat, der die Krücke der Religion borgt, zeigt uns nichts weiter, als daß er lahm ist; wer uns um Gottes und unserer Seligkeit willen beschwört, seinen Befehlen zu gehorchen, der gesteht uns, daß er selbst nicht Kraft habe, uns zum Gehorsam zu nötigen; sonst würde er es tun, ohne Gott zu Hilfe zu rufen.

*

Das Volk sollte nicht bloß in der Religion, sondern auch über den Staat, und seinen Zweck, und seine Gesetze, Unterricht, und zwar gründlichen, und bündigen Unterricht, erhalten.

*

Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch die wirkliche Ausübung gelöst haben wird, wird sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen . . .

*

Volk und Vaterland, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dies alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner und vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange. —

Die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe umfaßt die Nation als Hülle des Ewigen, für welche der Edle sich mit Freuden opfert.

*

Es ist zu hoffen, daß nun geltend gemacht werde die mir unumstößlich erscheinende Wahrheit, daß an keinen Frieden in Europa zu denken ist, ehe nicht Germanien in einer festen und Respekt gebietenden Fassung dasteht.

*

Der ausländische Genius wird die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen bestreuen und der Lebensweisheit, die ihm leicht für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutsche Geist neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen.

Julius Karl Zellmann

Skizze eines ostländischen Malers

Von Fritz Jaenicke

Im Obergeschoß des Danziger Zeughauses veranstaltete die Danziger Künstlerschaft in einem der ersten Jahre nach der Abtrennung eine Ausstellung von Gemälden und Plastiken. Die Ausstellung war beherrscht von einer Monumentalbüste des Feldmarschalls Hindenburg, die der inzwischen verstorbene Bildhauer Böcker geschaffen hatte. Auch dieses Werk bedeutete in seiner stummen Sprache ein unmißverständliches Bekenntnis.

Der ritterliche englische General Haking, der damals das Amt des Völkerbundskommissars innehatte und zu der Eröffnung der Ausstellung erschienen war, wußte diese Geste wohl zu deuten und zu würdigen. Als er sich die beteiligten Künstler vorstellen ließ, verweilte der Blick des alten britischen Soldaten mit achtungsvoller Aufmerksamkeit auf den vielen Kriegsauszeichnungen, die ein junger Danziger Maler trug, dessen damals noch knabenhaft wirkende Erscheinung seltsam mit den hohen Kriegsorden kontrastierte, die der Jüngling — es war noch die Zeit der Bezugsscheine und der Textilknappheit — an dem ausgewachsenen Anzug trug.

Dieser junge Maler war Julius Karl Zellmann, der als noch nicht Siebzehnjähriger freiwillig in den Weltkrieg mitgezogen war und als Meldereiter sich wiederholt ausgezeichnet hatte.

Jetzt hauste er, heimgekehrt, mit seinem älteren, schwer kriegsverletzten Freunde, dem Graphiker Schwalm, in einem bescheidenen Zimmer und wies mit schüchterner Bescheidenheit seine ersten künstlerischen Versuche in Zeichnung und Malerei vor. Was man zuerst von seinem Schaffen sah, vermittelte noch keinen geschlossenen Eindruck einer festgeprägten künstlerischen Persönlichkeit. Sein Zeichnen und Malen schwankte in der Haltung zwischen dem Bemühen, an die Malerei der Vorkriegszeit anzuknüpfen, und den Versuchungen, mit denen der ekstatisch sich gebärdende Expressionismus als neue künstlerische Ausdrucksform einer aufgewühlten Zeit zu neuen Ufern zu locken vorgab.

Als Soldat in vier Weltkriegsjahren diszipliniert und bewährt, stand der junge Kunstbeflissene Julius Karl Zellmann damals sichtlich ratlos da. Und die innere Zerrissenheit des jungen Künstlers, in dessen Seele tief der Schmerz um den Zusammenbruch Deutschlands und die Abtrennung seiner alten deutschen Heimatstadt vom deutschen Mutterlande brannte, erschien für die Entwicklung seines bildnerischen Talents noch abträglicher, weil diesem sensiblen Jüngling ein dichterisches, lyrisch-bestimmtes Talent geschenkt worden war, das gleichfalls nach Ausdruck drängte. Diesem bei aller Jugend und aller kämpferischen Bewährung schwermütigen Sohne des Ostlandes hatte ein Gott mehrere Sprachen der Kunst gegeben, zu sagen, was er leide. Die seelische Bedrückung und Verwirrung wurde noch vergrößert durch die Fieberdelirien einer sich in Inflationsbetrieb und expressionistischer Verfratzung zersetzenden Zeit der Formauflösung.

Geschickte Hand und ein scharf und sicher bewahrendes Gedächtnis ließen ihn damals spielerisch-illustrativ die ihn bedrückenden Gefühle in mancherlei Zeichnungen und farbigen Blättern ausdrücken, die Mangel an Einfühlungsvermögen vielleicht als „entartete Kunst" abtun könnten. Aber, was er damals, sprunghaft und launisch gereizt, an solchen Arbeiten schuf, zeigte eine entartete

Zeit im Spiegel künstlerischen Schaffens. Daß in dem damals wie Torquato Tasso selbstquälerisch nervös erscheinenden, von zwei Kunsttrieben hin- und hergezogenen Jüngling eine besondere malerische Kraft zur Vorherrschaft drängte, bewies eine von ihm selbst gering geachtete Ölstudie, die er aus dem Felde mitgebracht hatte. Griffsicher hatte er hier die schwermütige Stimmung einer nordfranzösischen Landschaft im Regen eingefangen. Grauer Himmel spiegelte sich in den Wasserlachen einer endlosen Straße, die sturmbewegte Pappeln begleiteten. Über den Himmel der weiten Landschaft schoben sich mächtige Wolkenmassen in einem wechselnden Spiel von Grau, wie wir Deutschen des Ostens es aus den weitgestreckten Ebenen unserer Heimat am Meer kennen. Das Ganze war al prima tonig und pastos heruntergemalt und ließ erkennen, daß dieser Natureindruck in dem jungen Künstler unbewußt etwas zur malerischen Gestaltung gebracht hatte, was von heimatlichem Boden her in ihm schlummerte und völliger Erlösung im Schöpferischen harrte.

Als man ihm gegenüber diese Bewertung äußerte, war er verdutzt. Befangen von der Wirrnis der Zeit des Niederbruches, der er mit intellektuellen Mitteln glaubte begegnen zu können, erschien ihm dieses schlichte, stimmungsvolle, leicht und schnell hingeschriebene Werk als nicht besonders beachtenswert.

Der Danziger Meister Prof. Fritz A. Pfuhle*), dem der künstlerische Nachwuchs Danzigs so viel verdankt, sollte auch hier beruhigend und erzieherisch wirken. Unter seiner taktvollen Anleitung gewann Julius Karl Zellmann Erkenntnis für das Wesentliche seiner malerischen Begabung und zugleich entsprechend technische Schulung. Jetzt vollends entband sich das phantasiereiche, genial-stürmische Talent Zellmanns. Dieser zugleich schwermütige und in seinem kecken, jubelnden, farbensprudelnden Malen dionysisch Dahintanzende zwang sich aus dem rauschartigen Glück leichten, schnellen Schaffens in fester Selbstzucht zu ehrlicher Männlichkeit auch im künstlerischen Gestalten. Der Aufbau seiner Bilder, besonders seiner Landschaften, wurde tektonisch strenger. Seine Lust am Fabulieren trieb ihn aber immer wieder zu neuen Motiven und Experimenten.

Im Herbst 1926 war er in Italien gewesen. Aber seinem Talent mit der behenden Beweglichkeit und Lebhaftigkeit schien der Süden weniger seelisch umgestaltendes Erlebnis, klärende und festigende Offenbarung zu bedeuten als später dem ruhigeren und schwereren Bruno Paetsch. Wie eine gefällige Schöne trat Zellmann das Mignonland entgegen. Seine venezianischen Bilder wurden Gondellieder in Farbe. Ein Aquarell, Blick über dunkle Gondeln und den beryllgrünen Kanal auf Santa Maria della Salute, hatte etwas von der impressionistischen Flottheit Mac Neill Whistlers, dessen Art der strenge John Ruskin so betont ablehnte.

Stärker packte den phantasievollen Norddeutschen, den Sohn unseres ebenen, weitgestreckten Landes die Majestät der Alpen. Die Ergebnisse eines mehrwöchigen Aufenthalts in Kärnten waren gemalte Sätze einer Symphonie in Farben: „Hochgebirge“. Zellmanns Kunst spielte hier zwischen Pathos und Idyll. Wie Wolken und Schneeschleier die Alpengipfel verhüllen, wie der Neuschnee perlmuttterglänzend leuchtet, wie die Kalkwände heimlich brennen in Abendglut, das hatte er begeistert geschaut und treffsicher gemalt mit jener Freude an der Ferne, die voreinst auch seinen Landsmann Eduard Hildebrandt, den „Maler des Kosmos“ um den Erdball trieb.

Der Erfolg dieser Kärntner Reise sollte zu einem eigenartigen Mißgeschick für Zellmann führen. In den „Veröffentlichungen des Kunstarchivs“ wurde er, wie kürzlich die Nationalsozialistischen Monatshefte in ihrem Dezemberheft bei einer längeren Würdigung Zellmanns und seiner Kunst feststellten, zusammen mit einer Reihe kunstbolschewistischer Koryphäen behandelt, und die Folge war, daß der inzwischen 1931 nach Berlin gezogene Künstler irrigerweise von Ununterrichteten in das Gebiet „entarteter Kunst“ verwiesen wurde.

*) Vgl. „Der Deutsche im Osten“, Jg. 1, Heft 8, Seite 17.



J. K. Zellmann: Hafenkai

Die Nationalsozialistischen Monatshefte haben sich mit ihrer ausführlichen Abhandlung: „Ostlandskunst — Aus dem Schaffen des Danzigers Julius Karl Zellmann" ein Verdienst um die Ehrenrettung des ungerecht in Verkennung gedrängten Künstlers erworben, indem sie sich betont zu dem schon 1927 in jener Würdigung ausgesprochenen Urteil bekannten, „daß die Begabung Zellmanns in ihrem Wesen eine durchaus nordische Angelegenheit ist. Die schmerzliche Kehrseite des Lebens wird nicht verschwiegen, sie klingt überall als lyrischer Unterton hindurch. Die Landschaft ist groß und einsam . . ." Zellmanns Schaffen wird als „kerndeutsch und vor allem landschaftsverbunden d. h. westpreußisch, ostländisch" hervorgehoben. Zellmanns unruhiges Suchen wird mit der Erklärung gedeutet: „Er gehört zu jenen seltenen Künstlern, die niemals fertig werden, weil sie auf jeder Stufe fertig sind, ohne darum zu wissen! Ewiges Suchen ist nordisch!"

Diese nationalsozialistische Ehrenrettung des — wie auch der gleichfalls in Berlin lebende Danziger Prof. Felix Meseck — in schwerem Daseinskampfe stehenden Julius Karl Zellmann wird in der östlichen Heimat des Künstlers besonders begrüßt werden. Sie bekräftigt und bestätigt zugleich, was vor wenigen Jahren die Ausstellung Zellmannscher Landschaften in der Danziger Kunstkammer lehrte, aus der auch das Danziger Stadtmuseum ein Werk erwarb. Julius Karl Zellmann ist als Maler kein verlorener Sohn, er ist ein Künstler, der trotz seines scheinbaren Schweifens mit der Seele doch im Heimatboden wurzelt. „Wenn er aber seine Heimat nur im gedämpften Licht der Schwermut zu sehen vermag, so spricht sich darin ein landschafts- und stammesverbundener Zug der gesamten Ostlandkunst und -dichtung aus, möge sie west- oder ostpreußisch sein, schlesisch, sudetendeutsch oder deutschbaltisch! Denn diese Schwermut ist ein Zeichen an der Stirne des seit Jahrhunderten im schwersten Schicksalskampf stehenden Deutschtums im Osten!"

Carlo von Kügelgen

Die Rußlanddeutschen und die Versklavung der Arbeiter und Beamten in der Sowjet-Union

Die Wirkungen der neuen Arbeitergesetze

Kürzlich sprach ich mit einem Ausländer, der auf merkwürdigen Irrfahrten durch das einstige Komi-Gebiet im Westen des Nördlichen Ural gekommen war und in dessen jetziger „Hauptstadt" Tschibiju, dem einstigen Syrjanendorf Ustj'uchta, verschiedene Schulen und sonstige Anstalten hatte feststellen können. Dabei war ihm aufgefallen, daß es innerhalb der Bewohner und der sogenannten „Intelligenz" dieses gottverlassenen Ortes auch beträchtlich viele Rußlanddeutsche gab. Diese Tatsache kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß die einst mächtige gebildete Schicht der Deutschen in den großen Städten, besonders in Petersburg und Moskau, von der bolschewistischen Revolution zerrieben und zersprengt worden ist, soweit es ihr nicht gelang, über die Grenze zu entkommen. Doch weit größere Massen hat noch das einst zwei Millionen starke deutsche Kolonistentum seit der gewaltsamen Entkulakisierung, das heißt der Versklavung der Bauernschaft, an alle Verbannungsorte des Riesenreichs abgeben müssen. Wir wissen, daß Hunderttausende Deutscher in die Gefangenenlager abgeschoben worden sind. Ein großer Teil von ihnen ist zugrunde gegangen, aber viele verbannte Bauern haben sich in den Einöden Sibiriens und Nordrußlands niedergelassen oder in den Städten und Ortschaften Lebensunterhalt gefunden. Dazu kommen die Flüchtlingswellen, die sich während der Hungersnöte aus den deutschen Kolonien von der Wolga oder aus der Ukraine auf der Suche nach Brot in die Städte ergossen. Nur ein Teil fand wieder zurück. Schließlich fand in den Dörfern, besonders an der Wolga, über Schule und Technikum ein Teil der Jugend den Weg in die Beamtenschaft und Industrie, freilich unter der Gefahr der Preisgabe seiner Nationalität. Auch wird die Bevölkerung in die örtliche Industrie in den Hauptgebieten der deutschen Siedlungen herangezogen.

Diese Tatsachen seien angeführt, um zu beweisen, daß das immer weiter zusammenschmelzende deutsche Kolonistentum der Sowjetunion, das wir als reines Bauerntum zu sehen gewohnt waren, von einer Reform der Arbeitergesetzgebung gleichfalls betroffen wird. Der furchtbare Rückgang der deutschen Kolonisten selbst in dem besterhaltenen Gebiet an der Wolga ist eben zum Teil durch die Abwanderung in die Industrie und den aufgeblähten Beamtenapparat zu erklären. Dieser Zug ist auch begreiflich. Denn nach der Vernichtung des Bauerntums mit Hilfe des Hungers und Terrors und nach der Verwandlung der einstigen Bauern in schollengebundene Kollektivsklaven mußte das Dasein des Arbeiters und Beamten mit einem gewissen Recht der Freizügigkeit und Vertragsfähigkeit anziehend erscheinen.

Die Ende des Jahres 1938 durchgeführte Reform der Arbeitergesetzgebung hat die schon früher bedrückte Lage des Arbeiters nun gleichfalls in einen Sklavenzustand verwandelt.

Diese soziale Reform besteht aus zwei grundlegenden Gesetzen: dem Beschluß des Rates der Volkskommissare über die Einführung von Arbeitsbüchern vom 20. Dezember v. J. und dem Beschluß des Rates der Volkskommissare, des Zentralkomitees der KP. und des der Gewerkschaften über „Maß-

nahmen zur Regelung der Arbeitsdisziplin, zur Verbesserung der staatlichen Sozialversicherung und zum Kampf gegen Mißbräuche auf diesen Gebieten“ vom 28. Dezember v. J. Dazwischen liegen Erlasse des Präsidiums des Obersten Sowjets über Auszeichnungen für gute Arbeit. Es folgten zu Beginn des Jahres 1939 harte Durchführungsbestimmungen.

Trotz der sogenannten Diktatur des Proletariats war dessen Leben in der Sowjetunion bekanntermaßen so miserabel, daß kein Arbeiter irgend eines kapitalistischen Staates mit den Herrschern im Sowjetparadies getauscht hätte. Das haben viele aus Westeuropa in die Sowjetunion geflohene Kommunisten nach schweren Enttäuschungen bestätigt; wenn es ihnen gelang, wieder herauszukommen. Sehr niedrige Lohnsätze bei hohen Lebensmittelpreisen, furchtbare Wohn- und Arbeitsverhältnisse, völliges Fehlen von Sanitäts- und Schutzmaßnahmen bei der Arbeit, ständige Bespitzelung und der lästige Zwang zum Besuch von allerhand Versammlungen — das waren die Zustände, unter denen das Proletariat zu leben hatte. Dazu kam in den letzten Jahren zum politischen Druck der sich immer steigernde der Antreibermethode Stachanows. Besonders kräftige Arbeiter, sogenannte „Helden der Arbeit“, stellten Rekordleistungen auf, die dann den übrigen Arbeitern als „Muß“-Leistungen vorgeschrieben wurden. Die Gewerkschaften mit ihren über zwanzig Millionen Zwangsmitgliedern sind dabei nur Werkzeuge zur weiteren Knebelung der Arbeiter. Kollektivverträge gelten ebensowenig, wie der auf tausend Seiten angewachsene Kodex über Arbeiterschutz wegen körperlicher Schädigung. Der frühere deutsche Kommunist Karl J. Albrecht hat kürzlich im Nibelungen-Verlag unter dem Titel „Der verratene Sozialismus“ aus eigener Anschauung geradezu grauenvolle Bilder von den sozialen Verhältnissen in der Sowjetunion entworfen.

Nur auf dem Hintergrunde dieser entsetzlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse erscheinen die neuen Arbeitergesetze im rechten Lichte. Die am 21. Dezember v. J. veröffentlichte Vorschrift über die Einführung von Arbeitsbüchern ist unter gewaltigem Druck schon bis zum 15. Januar in der ganzen Sowjetunion durchgesetzt worden. Es gibt also augenblicklich keinen Arbeiter ohne ein Arbeitsbuch, das die eigentliche Grundlage seiner Versklavung bildet. Mit seiner Freizügigkeit, von der er in so reichem Maße Gebrauch machte, ist es vorbei. Denn jeder Wechsel des Arbeitsplatzes muß mit Angabe des Grundes im Buch vermerkt sein. Ja, der Arbeiter ist nicht einmal im Besitz des Buches: die Verwaltung des Betriebes hat es in Verwahrung. Lebensdaten und Bildungsangabe können nur auf Grund von Dokumenten eingetragen werden.

Nachdem man durch die Einführung des Arbeitsbuches den Arbeiter an die Kette gelegt hatte, erfolgte am 28. Dezember durch den Erlaß über die Arbeitsdisziplin der zweite und endgültige Schlag. Das Dekret hat den Zweck, die durch die Stachanow-Methode nicht erreichte Steigerung der Produktion und Auspressung des Arbeiters bis aufs äußerste nun durch die Verschärfung der Disziplin durchzusetzen. Die Arbeiter und Angestellten werden durch dieses Gesetz der Willkür der Meister und Direktoren restlos preisgegeben. Das Dekret wendet sich ausdrücklich gegen alle „nicht-bewußten, rückständigen oder gewissenlosen Menschen: gegen die Wanderbrüder, Faulenzer, Bummler und Raffer“. Verspätungen zur Arbeit des Morgens oder nach der Mittagspause oder zu frühes Weggehen von der Arbeit sowie unentschuldigtes Fernbleiben werden in den Mittelpunkt dieser Disziplinvorschriften gerückt. Einmaliges Fernbleiben ohne triftigen Grund genügt zur Entlassung des Arbeiters oder Angestellten. Verspätungen, aber auch sonstige Verletzungen der Arbeitsdisziplin werden bestraft: „durch Verweis oder Rüge, Ankündigung der Entlassung, Überführung auf niedrigere Arbeit bis zu drei Monaten oder Versetzung auf einen niedrigeren Posten“. Drei Verspätungen im Monat oder vier im Laufe von zwei Monaten führen automatisch zur Entlassung des betreffenden „Bummlers“. Wenn der Betriebs-

leiter die Strafe nicht verhängt, wird er (Punkt 2 des Erlasses) „als Begünstiger der Disziplinlosigkeit“ zur Verantwortung gezogen und seinerseits bestraft. Das Gesetz bedroht ihn mit Verweis oder Entlassung und Gericht.

Die Strenge dieser Strafen ist nur zu ermessen, wenn man den Punkt 12 heranzieht, der die wegen Verspätung entlassenen Arbeiter dem Kriminalverbrecher gleichstellt: „Aussiedlung binnen zehn Tagen auf administrativem Wege vorschreibt, ohne daß ein anderer Wohnraum zur Verfügung gestellt wird“. Das bedeutet bei den Wohnverhältnissen der Industriestätten oft Heimlosigkeit und Untergang der ausgetriebenen Familie.

Am 3. Januar brachte die Presse eine Verfügung des Staatsanwalts Wyschinski, in der den örtlichen Staatsanwälten eingeschärft wurde, strengstens darauf zu achten, daß überall die Verletzer der Arbeitsdisziplin rücksichtslos gestraft, von ihren Arbeitsplätzen entlassen und aus ihren Wohnungen ausgesiedelt werden. Am 9. Januar veröffentlichten die Sowjetblätter eine Erläuterung des Rates der Volkskommissare des Zentralkomitees der Partei und des Zentralrats der Gewerkschaften, in der der Begriff der Verspätung und Arbeitsversäumnis festgesetzt wurde. Arbeiter oder Angestellte werden für Verspätung bestraft, wenn sie nicht mehr als zwanzig Minuten versäumt haben. Wer später kommt, wird zur Arbeit überhaupt nicht zugelassen, sondern als „Bummler“ unverzüglich entlassen. „Leiter von Betrieben, Institutionen, Betriebsabteilungen und Abteilungen, die sich der Ergreifung entsprechender Maßnahmen entziehen und die Verletzer der Arbeitsdisziplin unbestraft lassen, sind unweigerlich zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen.“

Die sinnlose Brutalität dieser Bestimmungen kann nur der verstehen, der die Unsicherheit der russischen Verkehrsverhältnisse, die ständigen Störungen der Elektrischen Straßenbahn und die ganze Desorganisierung des Lebens sich vorzustellen vermag. Unzweifelhaft liegt im russischen Charakter ein Hang zur Disziplinlosigkeit. So richtete der Alkoholgenuß in Rußland stets in allen Ständen mehr Schaden und Arbeitsstörungen (Quartalssäufer) an, als etwa in Deutschland oder in England, obgleich in diesen Ländern weit mehr getrunken wurde. Doch sind die schlecht genährten und schlecht gekleideten, durch raffinierte Antreibermethoden ausgesogenen, übermüdeten Arbeiter der Sowjetunion mit dem russischen Arbeiter der Vorkriegszeit kaum zu vergleichen. Freilich behauptet die Sowjetregierung in ihrem Erlaß, daß der Staat „alljährlich Millionen Arbeitstage und Milliarden Rubel durch die Wanderbrüder und Faulenzer verliere“.

Die neuen Arbeitergesetze sind — das ist unzweifelhaft ihr wesentlicher Zweck — die Handhabe, um Industrie und Beamtenschaft, begonnen von den leitenden Posten bis zu den einfachen Arbeitern und Angestellten, endgültig der Willkür preiszugeben, zu entrechten und zu Sklaven des Staates zu machen. Täglich veröffentlicht die Sowjetpresse neuerdings lange Befehle der einzelnen Volkskommissare, wo Betriebe aufgezählt werden, in denen der Staat wegen Nichterfüllung des Disziplinarerlasses eingegriffen hat. Die „Prawda“ vom 17. Januar bringt zum Beispiel zwei Erlasse des fürchterlichen Arbeiterschinders, des Verkehrskommissars L. Kaganowitsch. Hier werden auf Grund von Spitzelmeldungen in einzelnen Fabriken und Eisenbahnbüros Verspätungen von Angestellten und Arbeitern mit Angabe der Minutenzahl aufgeführt. Die betreffenden Leiter, darunter Chefs von Eisenbahnen, werden entlassen und dem Gericht übergeben. Zugleich werden in diesem wie in verschiedenen andern Ressort Kontrollmaßnahmen für das Erscheinen der Beamten und Arbeiter eingeführt. Aus diesen Befehlen geht hervor, daß die Direktoren und Betriebsleiter sich dagegen wehren, vielleicht ausgezeichnete und notwendige Kräfte wegen kleiner Verstöße auf die Straße zu setzen. Da hat einer von über hundert Arbeitern, die sich verspätet hatten, nur einige fünfzig entlassen. Auch dieser Betriebsleiter verfällt der Strafe.

Während die Sowjetzeitungen täglich Meldungen über die furchtbaren Wirkungen der Zwangsmaßnahmen bringen, die aus den Fabriken und Werken, den Büros und Behörden unzählige Men-

schen entfernen und unglücklich machen, während die Diktatur über das endgültig entrechtete Proletariat in grausame Erscheinung tritt, veröffentlichen sie auch täglich eine Fülle von Zuschriften, in denen namentlich Arbeiter und Angestellte ihrem „Arbeiterenthusiasmus" „begeisterten" Ausdruck geben, den Rückgang der Verspätungen und Bummeleien melden und die neuen Arbeitergesetze „begrüßen". Die hunderte von Verspätungen einzelner Betriebe in den Straferlassen reden freilich eine andere Sprache. — In der auswärtigen Presse war auch von Unruhen, Streiks, Tränengasbomben, Zusammenstößen und Toten die Rede. Wieweit die zum Sklavendasein herabgedrückten Arbeiter der Sowjetunion Empörung noch fähig sind, ist fraglich.

Das Gottlosenmuseum bei Lublin

Die Zerstörung ukrainischer Kirchen in Polen

Wer erfährt, daß im Jahre 1938 in einem bestimmten Lande Europas im Verlaufe von etwa zwei Monaten mehr als hundert christliche Kirchen zerstört wurden, wird dabei unwillkürlich an sengende Sowjetspanier oder an GPU-Aktionen, sagen wir bei Kiew, denken. Wer darauf belehrt wird, daß diese Zerstörungen im vorigen Jahre in Polen vorkamen, wird vielleicht erstaunt antworten, daß ihm von einem Wirbelsturm oder Erdbeben in Polen 1938 nichts bekannt geworden sei. Wenn diesem Ungläubigen dann weiter versichert werden muß, es handele sich um ein planmäßiges, von den polnischen Verwaltungsbehörden angeordnetes und durchgeführtes Zerstören und Abbrechen von 114 ukrainischen rechtgläubigen Kirchen, und das nur in der einen einzigen Wojewodschaft Lublin, der mag das noch immer für eine böswillige Falschmeldung, ein Zweckgerücht oder ein Mißverständnis halten.

Und doch ist es, so unglaublich es klingen mag, Wahrheit. Eine allerdings lange und teilweise erfolgreich totgeschwiegene Wahrheit, die hier dargelegt und bewiesen werden soll. Denn es geht dabei um mehr als die ukrainischen Gotteshäuser. Es geht um eine Kardinalfrage des polnischen Staatsbestandes: ist dieser Staat imstande, die ihm in Versailles und durch die Botschafterkonferenz zu treuen Händen überlassenen fremden Volkstümer den Gepflogenheiten einer europäischen Lebensgemeinschaft entsprechend zu schützen, ihr Nationalgut zu verwalten und ihr Lebensrecht zu wahren — oder ist er das nicht? Hat Polen es gelernt, vor fremdem Volkstum Achtung zu empfinden — oder nicht? Erfüllt dieser Staat seinen Minderheiten gegenüber die ihm eigene Bestimmung an der Schwelle Europas — oder nicht? Versteht, um einen Ausdruck Mussolinis zu verwenden, ein Mosaikstaat seine Einzelteile ohne Terror zusammenzuhalten — oder nicht!

Der ganze Süden und Südosten des polnischen Staates ist bekanntlich geschlossen von mindestens sechs Millionen Ukrainern bewohnt. Diese „Minderheit", die rund ein Fünftel der polnischen Staatsbürger ausmacht, ist das Grundproblem des polnischen Staates überhaupt. Denn die Ukrainer haben **nicht** in den polnischen Staat hineingewollt.

Die jüngste Geschichte des Ukrainertums, von der älteren kann in diesem Zusammenhang die Rede nicht sein, beginnt mit dem russischen Zusammenbruch von 1917. Die auch von polnischer Seite gern verbreitete Behauptung, die nationale Besinnung des Ukrainertums im Weltkriege sei auf „Intrigen des deutschen Generalstabes" zurückzuführen, wird gegenstandslos, wenn man bedenkt, daß

die „Ukrainische Volksrepublik" vom November 1917 zuerst von der Entente anerkannt wurde, und Frankreich und England um die Jahreswende 1917/18 offizielle Vertreter bei der ukrainischen Regierung in Kiew hatten. Erst im Februar 1918 wendet sich das Blatt mit dem Frieden von Brest-Litowsk, den dort auch ukrainische Vertreter mit den Mittelmächten abgeschlossen und in dem der Ukraine alle ukrainische Gebiete in Rußland und Polen einschließlich des Cholmer Landes (Wojewodschaft Lublin) zugesprochen wurden. Die große Möglichkeit eines Gesamtukrainischen Staates tauchte auf, wurde aber durch die Ereignisse des Jahres 1918, den Zusammenbruch der Mittelmächte, die inneren Spaltungserscheinungen in der Ukraine und durch den gemeinsamen Druck der Sowjets und der Polen unterdrückt.

West- und Ostukrainer haben dann den Versuch gemacht, sich mit der Waffe in der Hand einen Staat gegen die Sowjets und Polen zu erzwingen. Gegen Polen haben sich die Truppen der Westukraine in dem von ihnen besetzten Ostgalizien vom Herbst 1918 bis Juli 1919 behaupten können. Bis dann im Herbst 1919 die ukrainischen Truppen im „Viereck des Todes" zwischen den Armeen der Bolschewisten, Polen und Rumänen zerrieben wurden. Trotzdem hat der „Oberste Rat" der Siegermächte in Paris 1919/20 die Schaffung einer Ukraine noch bedingt ins Auge gefaßt. Das dem obersten Rat und den Ukrainern von Polen gegebene Autonomieversprechen (21. Nov. 1921) ist nie eingelöst worden. Dieses sollte den Ukrainern in Polen ihre völkische Autonomie gewährleisten und Polen ein zunächst 25jähriges Mandat über Ostgalizien erteilen. Polen wußte die Botschafterkonferenz durch Scheinautonomie-Gesetze und vollendete Tatsachen zu überrumpeln, so daß diese am 24. März 1923 Polens Souveränitätsrechte über Ostgalizien (die Westukraine) anerkannte.

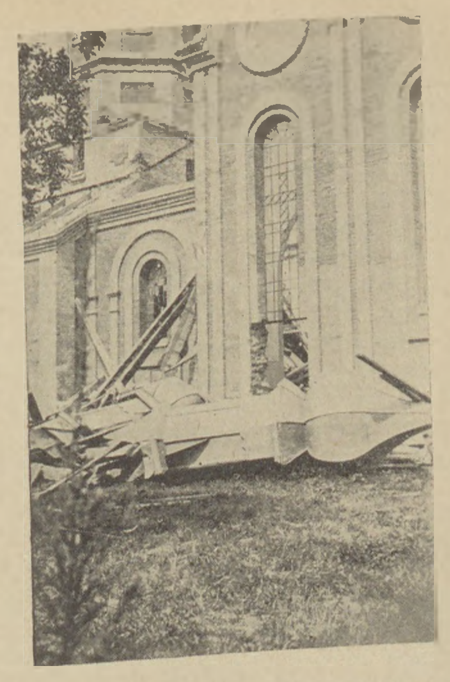
De facto haben die Ukrainer diese nach fünfjährigem Kampfe erzielte „Lösung" bis heute nicht anerkannt. Polen erfuhr das mitunter sehr drastisch und hat seitdem eine rücksichtslose Unterdrückungspolitik gegen seine ukrainischen Untertanen geführt. Eine bis ins kleinste durchorganisierte Spitzel- und Polizeiherrschaft — fast jedes Dorf im ukrainischen Siedlungsgebiet hat seine Polizeistation — sucht jede politische Regung im Keime zu ersticken. Das hat im Laufe der Jahre zu einer Spannung geführt, die sich immer wieder in Terrorakten von beiden Seiten Luft macht. Terroraktionen größten Stils, bei denen der polnische Staat seine Ulanen zur „Befriedung" aufständischer Dörfer ausschickte, haben sich seit dem berüchtigten August 1931 in anderer Form erst im Juni und Juli 1938 wiederholt.

Das ukrainische Siedlungsgebiet, das sich über den ganzen Süden und Südosten des polnischen Staates, in Podolien, Wolhynien und Polesie, in den Wojewodschaften Stanislau und Lemberg ausdehnt, grenzt in der Wojewodschaft Lublin derart an das polnische, daß es diese etwa in eine östliche ukrainische und eine westlich polnische Hälfte teilt. Etwa in der Mitte dieser Wojewodschaft liegt das Cholmer Land, das bekanntlich auch von einer starken deutschen Minderheit besiedelt ist.

Die Ukrainer gehören zu etwa 3,5 Millionen dem griechisch-unierten und zu 2,5 Millionen dem griechisch-orthodoxen Ritus an. Bisher gab die Kirchenspaltung den polnischen Behörden oft Mittel zur politischen Spaltung der Ukrainer in die Hand. Vor allem besteht die Tendenz des polnischen Staates, gegen die griechisch-orthodoxen Geistlichen schärfer vorzugehen als gegen die nominell dem apostolischen Stuhl unterstellten griechisch-unierten. Weiterhin ist in einer Pressepropaganda, die augenscheinlich die Ereignisse vom Juni/Juli 1938 vorbereiten sollte, die These aufgestellt worden, daß es sich bei einem großen Teil der griechisch-orthodoxen Ukrainer um griechisch-unierte oder Katholiken handele, die erst zwangsweise zur Zeit der zaristischen Herrschaft zu Rechtgläubigen gemacht worden seien und daß ein Großteil der heute griechisch-orthodoxen Kirchen erst zu russischer Zeit aus griechisch-unierten oder katholischen in solche umgewandelt worden seien und daß es sich hier somit um Kirchen handele, die „rechtmäßig" griechisch-unierten oder katholischen Gemein-

den zustünden. Nun ist — wie auch im weißrussischen Gebiet — die Kirche, das Gotteshaus und sein orthodoxer Geistlicher, in den unter schwerster politischer Unterdrückung lebenden ukrainischen Dörfern und Städten oft der einzige kulturelle und damit auch „politische" Mittelpunkt, und vor allem auch ein Zentrum, das dem unmittelbaren politischen Eingriff der Staatsbehörden weniger ausgesetzt schien. Um das in den Kirchen geschützte ukrainische Nationalleben ebenfalls unterdrücken zu können, ist der polnische Staat in den vergangenen Jahren in einer ganzen Reihe von Fällen bereits dazu geschritten, die bisher griechisch-orthodoxe Dorf- oder Stadtkirche den Ukrainern fortzunehmen und der — katholischen, polnischen Minderheit des Ortes zuzuerkennen. Wir kennen aus der Wojewodschaft Lublin Dutzende von Fällen, in denen derartige Enteignungen rechtgläubiger Kirchen vorgenommen wurden, ohne daß dafür der pseudojuristische Grund vorlag, daß diese Kirchen ehemals katholisch oder griechisch-uniert gewesen seien, da sich aus ihrem Baujahr ergibt, daß sie nach der Aufhebung der Brester Union (1875) als griechisch-orthodoxe Kirchen gebaut wurden. Nun hat dem polnischen Staat dieses System der „Revindikationen" augenscheinlich nicht genügt. Im Sommer 1938 ist man zu Maßnahmen gegen die ukrainischen Kirchen geschritten, wie sie bisher nur aus Sowjetrußland und Spanien bekannt waren. Die polnischen Verwaltungsbehörden der Wojewodschaft Lublin haben allein in den dortigen Bezirken einhundertvierzehn ukrainische Kirchen kurzerhand zerstören lassen.

Man wird sich mit berechtigtem Erstaunen fragen, wie es möglich ist, daß von diesen sowjetistischen Methoden scheinbar nicht ein einziges Wort an die europäische Öffentlichkeit gekommen ist. Im Verlaufe weniger Tage und Wochen wurden in einem relativ kleinen Gebiet 114 zum Teil erst in den letzten Jahren erbauter Kirchen einfach vernichtet und umgelegt. Man hat diese Kirchen nicht etwa langsam abgebrochen, sondern sie nach einer Methode zerstört, die verdächtige Eile erkennen ließ. Das Dach wurde abgetragen und herab- oder ins Kircheninnere geworfen. Die Mauern oft in ihrer ganzen Länge umgelegt und dann hat man den Trümmerhaufen liegen lassen oder das Abbruchmaterial zugunsten des polnischen Staates an polnische Siedler verkauft — in drei Fällen sind die Kirchen kurzerhand in Brand gesteckt worden. Und dazu hat sich im christlichen und demokratischen Europa niemand geregt, weder der Völkerbund noch die westlichen Demokratien noch das englische Unterhaus. Niemand.



Herabgestürzte Turmhelme vor den Trümmern der rechtgläubigen Kirche von Krylów, Kreis Hrubieszów. Aufnahme vom 14. Juli 1938.

Auch der Papst hat keine Veranlassung gesehen, angesichts der Kirchenbrände in Polen, „mit brennender Sorge" erfüllt zu sein. Nun fällt ausgerechnet auf den 20. Juni 1938 ein Vertrag zwischen dem apostolischen Stuhl und dem Polnischen Staat, durch den die obenerwähnten „Revindikationen" legalisiert wurden. In den betroffenen ukrainischen Gebieten ist die Bevölkerung, soweit sie von diesen Zusammenhängen erfuhr, der festen

Meinung, daß die katholische Kirche hier ihre Hand mit im Spiel hat und die Austilgung der ja nicht Rom unterstehenden orthodoxen mit Feuer und Schwert stillschweigend billigt.

Der griechisch-unierte, also Rom unterstellte, Metropolit von Lemberg, Graf Andreas Szeptycki, erklärte in einem von den polnischen Behörden sofort konfiszierten Hirtenbrief vom 20. Juli 1938 folgendes:

„Das alles (die Zerstörung der ukrainischen Kirchen) geschah überdies im Moment, da die Regierung die Vereinbarung über das Vermögen der früher unierten und später orthodoxen Kirche, die zwischen dem apostolischen Stuhl und dem polnischen Staate abgeschlossen wurde, dem Parlament zur Ratifizierung vorgelegt hat. Durch dieses zeitliche Zusammenfallen der Begebenheiten übertragen die Initiatoren und Organisatoren des Vernichtungswerkes den Haß auf den apostolischen Stuhl. Die Ereignisse im Cholmer Land töten in den Seelen unserer orthodoxen, nicht unierten Brüder selbst den Gedanken an die Möglichkeit einer Kirchenvereinigung, und die katholische Kirche erscheint auf diese Weise als eine feindliche und für das orthodoxe Volk gefährliche Macht. In den Augen einiger Millionen der Bevölkerung Polens wird der apostolische Stuhl zum Mitschuldigen am Vernichtungswerke gemacht. Ein neuer Abgrund zwischen der orthodoxen und katholischen Kirche wurde geschaffen.“

Wie gesagt, ist dieser Hirtenbrief, wie auch ein anderer, den die Bischofssynode der griechisch-orthodoxen Kirche am 16. Juli 1938 erließ, von den polnischen Behörden verboten worden. Diese Verbotspraxis, die bei jeder Äußerung über die ukrainischen Kirchenzerstörungen angewandt wurde, wurde rigoros und allgemein durchgeführt und erklärt z. T. das Schweigen, das sich über diese „Verwaltungsmaßnahmen“ in der Wojewodschaft Lublin in Polen und erst recht im Auslande gebreitet hat. Den Journalisten, die das Zerstörungsgebiet bereisen wollten, wurde dort von der Behörde erklärt: „daß einige ‚Angelegenheiten‘ der unwiderruflichen Konfiskation unterliegen“ (aus einem beschlagnahmten Artikel des „Kurjer Wileński“ vom 26. 8. 1938). Jede Stellungnahme der polnischen Presse hatte zur Folge, daß das betreffende Blatt an diesem Tage mit weißen Spalten erschien. So ist es dem Wilnaer „Słowo“, dem Warschauer „Czas“, der Kattowitzer „Polonia“ und anderen ergangen. Als der Krakauer „Ilustrowanny Kurjer Codzienny“ einen gefälschten Bericht über die Vorgänge brachte, antwortete der bekannte polnische Publizist Mackiewicz im „Słowo“ (28. 8. 38): „Die Zensur benimmt sich in der Frage der rechtgläubigen Kirchen unanständig. Sie erlaubt nicht, das zu schreiben, was wir über die Liquidation der „überflüssigen“ rechtgläubigen Kirchen im Cholmer Land wissen, dagegen erlaubt sie alle Arten von Lügen, Schwindeleien und Unsinn über diese Frage zu schreiben.“

Mackiewicz betont, daß er diesen falschen Meldungen mit richtigen Zahlen, richtigen Meldungen und dem richtigen Charakter dieser Meldungen gegenübertreten könne, er wolle es aber vermeiden, schon wieder verboten zu werden. Man hatte in der Pressepropaganda, die die Regierungsmaßnahmen verteidigen sollte, von den Kirchenzerstörungen als der Liquidierung — bezeichnenderweise derselbe terminus technicus, den die sowjetrussischen Gottlosenverbände anwenden — von illegalen Bethäusern gesprochen. Mackiewicz antwortete darauf, daß es peinlich sei, zu hören, daß in Polen „illegale“ Bethäuser für den Herrgott bestehen könnten. „Ich bin der Meinung, daß in Polen illegal nur Gottlosenmuseen existieren können. Hier angelangt, will ich nicht das Bestehen eines solchen Gottlosenmuseums bekanntmachen, denn ich will nicht von neuem der Konfiskation verfallen . . .“

Mit diesem Begriff des Gottlosenmuseums hat Mackiewicz — ohne verboten zu werden — in geschickter Form den Maßnahmen der polnischen Verwaltungsbehörden in der Wojewodschaft Lublin den richtigen Namen gegeben. Denn die Cholmer Landschaften mit ihren zahllosen Trümmerhaufen von ehemaligen Kirchen, sie bilden ein riesiges Gottlosenmuseum, einen „Naturschutzpark“ der Gottlosenbewegung, der nur in den rot-

Rechtgläubige Kirche in der Stadt Krylów Kreis Hrubieszów.
Auf Befehl polnischer Behörden in Brand gesteckt. Aufnahme vom 9. Juli 1938.

Rechtgläubige Kirche des Dorfes Pokrowka im Kreis Cholm.
Von den Verwaltungsbehörden Anfang Juni 1938 zerstört. Aufnahme vom Anfang Juni 1938.



Die recht-
gläubige Kirche
in Krylów,
Krs. Hrubieszów,
während ihrer
Zerstörung durch
die polnischen
Behörden.
Arbeiter stürzen
den Turmhelm
von der Kuppel.
Die Aufnahme
wurde am 7. Juli
1938 gemacht.



Die Trümmer der Kirche in Krylów. Aufnahme vom 14. Juli 1938.

spanischen Verwüstungen und den sowjet-russischen Öden sein Gegenstück findet.

Es hat auch an amtlichen Begründungen für diese „Liquidierungen" nicht gefehlt. Man hat erklärt, daß nur jene Kirchen dem Erdboden gleichgemacht worden seien, die sich in Gebieten befanden, in denen es keine Rechtgläubigen gäbe. Kirchen, die jahrelang leer gestanden hätten, an denen keine Geistlichen amtierten und vor allem Kirchen, die zur Zeit der „Unfreiheit" von den russischen Behörden „zur Russifizierung des Polentums" erbaut worden seien. Demgegenüber hat zunächst einmal der Generalsuperintendent der polnischen evangelischen Kirche, Prof. Bursche, unwidersprochen (und unverboten) feststellen können, daß von den 114 Kirchen 56 aus Gemeindemitteln und nicht durch den Staat erbaut worden seien, davon sei etwa die Hälfte sogar in den letzten Jahren unter ausdrücklicher Billigung der Staatsbehörden errichtet worden.

Wie wenig die Argumente, die die amtlichen Stellen für die Kirchenzerstörungen vorbringen, stichhaltig sind, mag der aus der Fülle der vorliegenden Berichte herausgegriffene Fall der Zerstörung der rechtgläubigen Kirche in Łaszczów, im Süden der Wojewodschaft Lublin, erweisen. Ein polnischer Journalist, der Łaszczów besuchte, schilderte, daß es außerordentlich schwierig sei, in Łaszczów überhaupt eine Auskunft zu erhalten, denn jeder Gefragte wittere in dem anderen den „Geheimen". Die große Holzkirche von Łaszczów, die 1878 gebaut wurde und im Jahre 1936 auf Gemeindekosten für 3000 Zloty ausgebessert und neu ausgemalt war und an der ein von der nach mehreren tausenden zählenden ukrainischen Gemeinde unterhaltener Priester amtierte, wurde vom 4. bis 7. Juli 1938 auf Anordnung des Kreishauptmannes von Tomaszów, Kazimir Welański, unter Aufsicht des polnischen Gemeindevorstehers von Łaszczów, Kazimir Chmiel, durch von außen herbeigeholte polnische Arbeiter zerstört. Damit sich die Bevölkerung nicht tätlich gegen diese Vernichtungsarbeit wehren konnte, erschienen der Gemeindevorsteher und die polnischen Arbeiter unter Bedeckung durch eine größere Abteilung polnischer Staatspolizei, die während der drei Tage dauernden Zerstörung der Kirche den Platz absperrte und die ukrainische Bevölkerung fernhielt. Um nicht das Odium einer Sakramentsschändung auf sich zu nehmen, zwang der genannte Gemeindevorsteher den orthodoxen Priester, unter Aufsicht von Bajonetten, die Sakramente aus der Kirche zu tragen, mit der Drohung, daß der Priester andernfalls in das Amtsgefängnis in Zamość eingeliefert werden würde. Während der Kirchenzerstörung haben die polnischen Arbeiter außerdem noch eine Grabschändung begangen und in dem Sarge eines ukrainischen Geistlichen nach einem goldenen Kreuze gesucht. Da die orthodoxe Kirche von Łaszczów nicht nur der zahlreichen Gemeinde des Ortes, sondern auch der umliegenden Dörfer diente, kann keine Rede davon sein, daß es sich um eine leere, unbenutzte oder „überflüssige" Kirche handelte. (Entnommen aus einer polnischerseits nicht veröffentlichten Interpellation des Sejmabgeordneten Dr. Baran im polnischen Sejm am 21. Juli 1938.)

Ähnlich steht es mit der Kirche von Torkowice, Kreis Hrubieszów, die am 16. Juli zerstört wurde, nachdem noch am Vortage in ihr Gottesdienst stattgefunden hatte. Die gleichfalls zerstörte Kirche von Sawin, Kreis Cholm, ist erst im Frühjahr 1938 gründlich wiederhergestellt worden, wozu die polnische Kreishauptmannschaft Cholm einen Betrag von 300 Zloty zugeschossen hatte. Auch hier kann es sich also nicht um überflüssige oder leerstehende Kirchen gehandelt haben.

Die Kirchenzerstörungen durch die polnischen Behörden haben auch insofern zu den gleichen Folgen wie die bolschewistischen Kirchenverwüstungen geführt, als dabei eine ganze Reihe von kultur- und baugeschichtlichen Denkmälern vernichtet wurden, deren Verlust nicht nur für die ukrainische, sondern die europäische Kultur unersetzlich ist. Eine Reihe der nun verschwundenen Gebäude stammt aus dem 16. Jahrhundert, wie die Kirche von Kornica (1578), der Dom von Biala Podlaska (1582), die Kirche in Zamość (1589) und die beiden Kirchen von Wroslaw und Modryn, die aus der Zeit vor 1596 stammen. Vollkommen unverständ-

lich ist es vor allem, daß die Wojewodschaftsbehörde von Lublin im Einverständnis mit ihren Konservatoren für historische Denkmäler, obwohl man sich von polnischer Seite dagegen verwandte, die Zerstörung der Kirche von Szczebrzeszyn durchsetzte. Die rechtgläubige Kirche von Szczebrzeszyn war eine der ältesten Kirchen auf dem Gebiet des heutigen polnischen Staates, sie wurde 1184 gebaut und stellte überhaupt eine der ältesten bisher erhaltenen Kirchenbauten im osteuropäischen Raum dar!

Es wäre hier der Einwand möglich und naheliegend, daß diese blinden Vernichtungsmaßnahmen Fehlgriffe untergeordneter Verwaltungsstellen waren, von denen die höheren Verantwortlichen nicht unterrichtet wurden. Aber leider trifft auch dieses nicht zu. Die polnische Pressezensur hat es zwar vermocht, daß die breitere polnische und die europäische Öffentlichkeit von diesen Vorgängen so wenig wie möglich erfuhr. Jene Stellen aber, in deren Macht es gelegen hätte, diesen bolschewistischen Methoden Einhalt zu gebieten, sind durchaus unterrichtet gewesen. Das Vernichtungswerk zog sich über zwei Monate hin, während dieser Zeit sind von der orthodoxen und griechisch-unierten Geistlichkeit, durch die ukrainischen Abgeordneten, ja auch durch Eingaben von polnischer Seite eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, die Abbrucharbeiten abzustoppen. Alle diese Anstrengungen waren vergeblich. Das polnische Parlament und der Senat, die durch Interpellationen von den Vorgängen unterrichtet wurden (am 6., 14., 20. und 21. Juli 1938) haben keinen Finger gerührt. Abordnungen der betroffenen Gebiete reichten Denkschriften und Bittgesuche an das Präsidium des Ministerrats, an das Innen-, das Kultur- und das Volksbildungsministerium ein. Die Denkschriften wanderten in den Papierkorb und die Bittsteller wurden nicht empfangen. Bereits am 2. Juni hatte der orthodoxe Metropolit Dionisius sich in einem Telegramm an den obersten Führer, Marschall Rydz-Smigly und an den Ministerpräsidenten General Skladkowski gewandt und um ein Eingreifen gebeten: „Im Namen der Gerechtigkeit und christlichen Barmherzigkeit, flehe ich Sie heiß an, das Anhalten der Zerstörung der Gotteshäuser zu befehlen." Auch dieses war erfolglos.

Es erhebt sich damit natürlich die Frage nach den unmittelbar Verantwortlichen. Daß die polnische Regierung ihre verantwortlichen Organe voll gedeckt hat, ergibt sich aus dem Vorausgehenden. Die polnische Zeitung „Slowo" hat den Grafen Franziskus Potocki, den Direktor der Abteilung Religionsbekenntnisse im polnischen Kultusministerium als verantwortlich bei Namen genannt. Herr Potocki hat sich weder geäußert, noch ist er zurückgetreten. Auf der anderen Seite ist es offenkundig, daß das polnische sogenannte „Revindikationskomitee", dem die Polonisierung und Katholisierung der Ukrainer in den Wojewodschaften Wolhynien und Lublin obliegt, hier seine Hand im Spiele gehabt hat. Denn die Zentrale dieses Komitees liegt in Lublin und zwar in der Hand des Grenzschutz-Kommandeurs General Morawinski. Diesem unterstehen die örtlichen Komitees in Gestalt der Ortsmilitärbehörden, der polnischen Verbände und Vereine in den einzelnen Städten und Dörfern, wie sich auch die polnischen Lehrer und nicht zuletzt die Geistlichen in den Dienst dieser Sache gestellt haben. Daß das Grenzschutzkorps stark an der Katholisierung beteiligt ist, erweist allein die Tatsache, daß ihm vor etwa Jahresfrist der „Osservatore Romano" ein glänzendes Zeugnis für seine Tätigkeit als „Vormauer der Christenheit" ausstellte.

„Cui bono" hat der obengenannte polnische Prof. Bursche angesichts der Kirchenzerstörungen gefragt —, wem hat diese Aktion nun irgendeinen Nutzen gebracht? Eine Frage, die infolge der im September/Oktober 1938 eingetretenen Ereignisse, vor allem der Zuerkennung einer völkischen Autonomie an die Karpatenukraine ein viel heißeres Eisen geworden ist, als es sich die polnischen Wojewodschaftsbehörden von Lublin im Sommer 1938 jemals träumen ließen. Ihr Vorgehen hat nicht die Rechtgläubigen alleine, sondern das ganze ukrainische Volk getroffen. Vor allem hat sie die beiden sich mitunter befehdenden ukrainischen Religionsgemeinschaften näher aneinandergebracht. Das läßt sich u. a.

daraus entnehmen, daß die griechisch-unierte Kirche den zitierten (verbotenen) Hirtenbrief in aller Schärfe gerade zugunsten der Orthodoxen erließ. Aus der vorübergehenden Schwächung einer kleinen Gruppe der ukrainischen Bauernbevölkerung im Cholmer Land ist nun die Aussicht eines Zusammenschlusses einer gesamtukrainischen Bewegung erstanden, die — besonders heute — für den polnischen Staat entschieden eine viel schwerwiegendere Bedrohung darstellt, als die ukrainische Volksmehrheit in einigen Kreisen einer einzigen Wojewodschaft. Die Drastik und Härte des Vorgehens der Behörden haben in den gläubigen orthodoxen ukrainischen Bauern weiterhin einen Haß geschürt, der sich auf das Engste mit dem ukrainischen **Nationalhaß** gegen das Polentum verbindet.

Endlich ist es ein für den polnischen Staat doch sehr bedenkliches politisches Symptom, wenn sich der genannte Erzbischof Graf Andreas Szeptycki in einem persönlichen Schreiben an den Chef der karpatoukrainischen Regierung wendet und seiner Hoffnung Ausdruck gibt, daß es der karpatoukrainischen Regierung gelingen werde, sich gegen fremde Einflüsse durchzusetzen und im Stile eines Kirchenfürsten schließt, daß er täglich bete, Gott möge der karpatoukrainischen Regierung Kraft verleihen. Diese politische Demonstration, die ihre Wurzeln in dem Vorgehen des polnischen Staates in den vorausgegangenen Monaten hat, ist immerhin eine Drohung, die man in Polen heftig protestierend zur Kenntnis genommen hat. Nur weiß die polnische Öffentlichkeit infolge der emsigen Tätigkeit der eigenen Pressezensur anscheinend nicht, daß die polnische Regierung oder zum Mindesten bestimmte, hier genannte Behörden diese Entwicklung ganz rapide beschleunigt haben.

Es ist das Schicksal des in seiner räumlichen Zusammensetzung in Versailles geschaffenen polnischen Staates, daß ihm gewisse zentrifugale Tendenzen innewohnen, zu deren Bändigung es einer wohlabgewogenen und sicheren Politik der Bindungen bedarf. Ein Vorgehen aber, wie wir es hier berichtend entwickeln konnten, weist in seiner Plumpheit so deutliche Zeichen innerer Unsicherheit auf, die im Interesse einer sachgemäßen Unterrichtung nicht stillschweigend übergangen werden können. —d—

In Deutschland ist niemand wegen seiner religiösen Einstellung bisher verfolgt worden, noch wird deshalb jemand verfolgt werden!

Der nationalsozialistische Staat hat seit dem 30. Januar 1933 an öffentlichen Steuererträgnissen durch seine Staatsorgane folgende Summen den beiden Kirchen zur Verfügung gestellt: Im Rechnungsjahr 1933 130 Millionen RM., im Rechnungsjahr 1934 170 Millionen RM., im Rechnungsjahr 1935 250 Millionen RM., im Rechnungsjahr 1936 320 Millionen RM., im Rechnungsjahr 1937 400 Millionen RM., im Rechnungsjahr 1938 500 Millionen RM. Dazu noch jährlich rund 85 Millionen RM. aus Zuschüssen der Länder und rund 7 Millionen RM. aus Zuschüssen der Gemeinden und Gemeindeverbände . . .

Der nationalsozialistische Staat hat weder eine Kirche geschlossen, noch einen Gottesdienst verhindert, noch je einen Einfluß auf die Gestalt eines Gottesdienstes genommen. Er hat weder auf die Lehre noch auf das Bekenntnis irgendeiner Konfession eingewirkt. Im nationalsozialistischen Staat allerdings kann jeder nach seiner Fasson selig werden.

Adolf Hitler

vor dem Großdeutschen Reichstag am 30. 1. 1939.

Von der Landschaft Estlands

Baltische Bilder von Herbert von Hoerner

I.

Wer die Landschaft Estlands besingen wollte, müßte ein Lied erfinden, ein langes Lied aus kurzen Versen, Versen vom Wald, vom Feld, vom Acker, von Wiese und Weide und Moor und von den weiten Flächen, die eine Wildnis sind aus vielem zugleich, aus Wald und Wiese und Moor und Wasser. Anders ist südliche Wildnis, anders nordische. Die nordische ist nicht schattendüster, sondern licht, sie verhüllt nicht, sondern liegt offen da, sie ist nicht undurchdringlich, und dennoch kaum begangen, sie ist belebt, aber am wenigsten vom Menschen. Tier und Pflanze besiedeln sie gesellig, aber der Mensch befindet sich in ihr in der Einsamkeit.

Der landwirtschaftlich-nutzbare Boden des Landes steht unter alter Kultur. Es ist zum Teil ein karger Boden, ein steiniger Acker. Aber die alten Herren der großen Güter waren gute Landwirte. Insbesondere für Weide und Wiese, die vierzig vom Hundert der Bodenfläche einnehmen, ist viel an Kultivierung getan worden. Auch der Wald, wo noch alter Wald steht, ist unter der Pflege der ehemaligen Herren groß geworden. Sie galten in ihrer Wirtschaftsweise als fortschrittlich und vorbildlich für die Nachbarländer. Was sie geleistet haben, bleibt dauernder Gewinn für die Gesamtheit der Bewohner des Landes. Die großen Herren sind enteignet. Ihr Besitz ist zerstückelt. Von ihnen reden heißt, verschollene Klänge aufgreifen. Sie sind Legende geworden, Ballade. In ihre Häuser sind andere Hausgötter eingezogen, vielleicht auch andere Hausgespenster. Sie sind fast schon Mythos.

Das was an der Landschaft Estlands den am meisten berückt, der aus der Enge zu dichter menschlicher Siedlung kommt, ist ihre Weite. Es ist die Weite der lichten Wildnis, die so unberührt von Menschenhand ist wie der Himmel über ihr.

Die Landschaft hat ihre Formung erhalten durch den Gletscher, zu der Zeit, da der Norden Europas von Eismassen bedeckt war. Der Gletscher, vordringend und zurückweichend, hat am Boden geschürft, geschliffen, gespült und geleckt, hat weggetragen und aufgehäuft, und was er schwindend hinterließ, war im Norden das große Flachland mit seinen geringen Erhebungen, sachte ansteigenden Kuppen oder langhin gebuckelten Wällen, und im Süden der bewegtere Wechsel von Hügel und Tal der Endmoräne. Etwas besonderes ist es um Landschaft, die aus der Arbeit des Gletschers hervorging, auch wenn längst schon der Mensch von ihr Besitz ergriffen und ihr die Zeichen seines Wirkens aufgeprägt hat. Sie ist einmal auferstanden, damals als der große Engel, die Sonne, den Stein von ihrem Grabe wälzte. Sie feiert Auferstehung jedes Jahr von neuem, wenn der Schnee schmilzt, und sie behält daher den ganzen kurzen Sommer lang etwas von Osterfreude im Ausdruck ihres Gesichts.

Singen wir das Lied von der nordischen Landschaft Estlands und singen wir es auf eine Melodie, die so sachte, in unzähligen Wiederholungen und unaufhörlichen kleinen Wendungen und Abwandlungen, sich fortbewegt, wie es die Wege tun, auf denen wir durchs Land fahren. Zum Fahren können wir die Bahn oder einen der Omnibusse benutzen auf einer der vielen Linien, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen, es auf diese Weise dem Verkehr erschließend. Oder besser noch lassen wir uns von einer lustigen Gesellschaft mitnehmen, die sich zu einer weiten Fahrt ein Lastauto gemietet hat, offen, mit eingebauten drei Bankreihen. Die lustige Gesellschaft singt im Fahren, und manchmal machen alle vierzig Sänger zugleich einen Hopser von den Bänken hoch, wenn nämlich das Lastauto hoppst, weil der Weg nicht eben war. Was da gesungen wird auf der weiten Fahrt, das sind deutsche Volkslieder und die neuen Lieder der deutschen Jugend, worüber sich nur derjenige wundern wird, der nicht

weiß, daß es da oben im Norden auch noch ein deutsches Volkstum gibt. So fahren wir singend die vielgewundenen Wege hin. Von den Wegen in Estland aber heißt es, sie seien auf die Weise entstanden, daß zu allem Anbeginn einmal ein weißer Hase über den Schnee lief und ein betrunkener Bauer hinter ihm hertorkelte. Der weiße Hase und der betrunkene Bauer haben die Richtung gewiesen, und darum geht in Estland kein Weg gerade, auch wenn daraus nachher eine breite Landstraße wurde. Wem aber diese Erklärung nicht genügt, der mag sich von den Geologen etwas erzählen lassen über „Os-Rücken" und „Kames" und „Drumlins" und dem anderen Gletscherschutt, der zwischen den vielen Mooren die trockenen Übergänge schuf.

Unsere Fahrt durch das Land verläuft aber nicht ohne landschaftliche Überraschungen. Überraschend wirkt es, daß die Hauptstadt des Flachlandes Estland auf einen Berg hinaufgebaut ist und daß sein östlichstes Bollwerk gegen die Tiefebene der Sarmaten hin an einer Schlucht liegt, dort wo die riesenhafte Breite aufgestauter Gletscherwasser sich einen Durchbruch nach Norden schuf. Nach Norden auch bricht die Ebene so steil und plötzlich nach dem Meere hin ab, daß sie sich wie der Rand einer riesigen Scholle, gezackt und gebuchtet, daraus erhebt, als habe tief darunter der Felsengrund einen Sprung bekommen, daran sich Land und Wasser schieden. Das ist die Steilküste Estlands, der berühmte „Glint", von dessen bewaldetem und begrüntem Rande der Blick in die Ferne schweift auf das Meer hinaus, über welches seit alters die Schiffe gezogen sind, der kühnen Wikinger wie der nicht minder kühnen und gefürchteten estnischen Seeräuber, der Hanse wie auch der anderen bewaffneten Mächte, die ihrem Handel den Vorrang an der Ostsee sichern wollten. Jeder Estländer ist stolz auf seinen Glint. Und wir verstehen diesen Stolz, verstehen ihn besonders dann, wenn wir an den Platz hingeführt werden, wo nach altem Brauch die Dorpater Estonen im Grünen ihren Commers hielten und die Füchse die „Glintprobe" ablegen mußten, indem sie sich von bestimmter Stelle hinabstürzten oder hinabgestürzt wurden, köpflings, wie behauptet wird, zur Erprobung der Festigkeit des Schädels. Aber das Lied von der alten Burschenherrlichkeit ist verschollener Klang, wie auch die Heldengesänge, deren Nachhall vielleicht noch in der Stimme des Sturmes hörbar wird, der in Winternächten um die zerbröckelnden Mauern uralter Burgen und längst in den Ruhestand versetzter Festungstürme braust.

Nicht auf Kriegsgesang ist unser Lied von der Landschaft Estlands abgestimmt. Friedlich ist der Lärm, der von belebten Häfen aufsteigt. Friedlich auch das geschäftige Treiben, das sich um neue bergwerkartige Anlagen entwickelt, die landeinwärts längs der Küste entstanden oder im Entstehen begriffen sind. Der Schönheit einer Landschaft ist es meist nicht zuträglich, wenn der Mensch beginnt, Bodenschätze zu heben. Der Boden Estlands birgt einen Schatz, der sehr viel länger als Menschen ihn bewohnen, in ihm geruht hat, der auch lange schon entdeckt war, aber erst in jüngster Zeit ausgebeutet wird. Es ist ein grauer Stein von unscheinbarem Aussehen. Er fühlt sich trocken und sandig an. Schlägt man aber einen Splitter davon ab und hält ein Streichholz daran, so brennt er mit gelblicher, stark qualmender Flamme. Das ist der estländische Ölschiefer, der wie Steinkohle gebrannt oder zur Gewinnung von wertvollen Ölen verarbeitet werden kann. Eine Reisebeschreibung des achtzehnten Jahrhunderts schildert bereits als merkwürdige Beobachtung, wie Hirten auf der Weide sich an einem Feuer wärmten, das sie statt mit Holz mit Steinen schürten.

Wo ehemals Hirtenfeuer brannten, rauchen heute Fabrikschlote. Bei windstillem Wetter steht zuweilen über der Küste, besonders um Reval, ein bräunlicher Dunst, der die Sicht trübt und sich auch als Geruch nicht angenehm bemerkbar macht. Die Geologen sagen, der Ölschiefer sei alter Faulschlamm, von irgend einer Sintflut zurückgeblieben. Darum also stinkt's, wenn man ihn brennt. Aber die freie Luft rund um die Erde hat schon so viel an schlechten Gerüchen aufgenommen und ist doch noch im ganzen rein geblieben. Ein frischer Windhauch von der See oder auch vom Lande her ge-

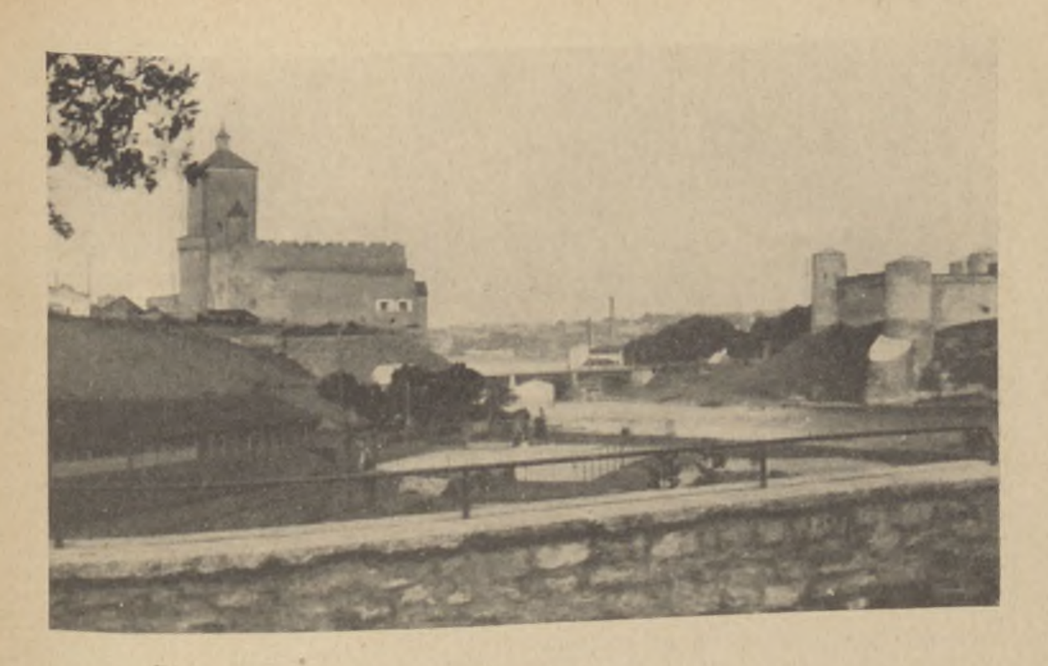
nügt, und der bräunliche Dunst verfliegt. Es bleibt im Menschen, bei aller Kultivierungsarbeit, die er an der Erde vornimmt, eine Sehnsucht zurück nach den Urzuständen in der Natur, die wohl eine Sehnsucht nach den Urzuständen in ihm selber ist. Der Mensch findet Moor vor und entwässert es. Er schlägt den in Freiheit wild gewachsenen Wald ab und pflanzt neuen Wald in ausgezählten und ausgemessenen Reihen, daß jeder Baum nur noch so wächst, wie er darf. Und dann ist es für den, der Wald liebt, kein Wald mehr, sondern nur noch eine heranwachsende Holzauktion. Der Mensch rodet und bestellt den Acker, und der Acker dankt es ihm, und ein wogendes Kornfeld ist schön. Es gibt eine Versöhnung zwischen Landschaft und Mensch, wie zwischen Tier und Mensch das Haustier, das mehr als Versöhnung, das schon Befreundung ist. Jeder Weg ist eine Befreundung zwischen Landschaft und Mensch. Aber es bleibt im Gemüt ein Bedürfnis nach wegeloser Wildnis, und hier herrscht zwischen Landschaft und Mensch entweder Feindschaft oder Liebe. Und wer sich von seiner Liebe zur Wildnis dazu verleiten ließe, zu weit in sie hineinzuwandern, der fände am Ende nicht mehr zurück. Halten wir uns darum doch lieber an die Wege und betrachten die Wildnis von ihnen aus.

Mit den Seen in einer Landschaft ist es wie mit den Augen in eines Menschen Antlitz. Aus den Augen blickt uns die Seele des Menschen, aus den Seen die Seele der Landschaft an. Es gibt da einen kleinen See, der einst berühmt war wegen der Krebse, die man in ihm fing. Die Krebse reisten bis nach Deutschland. Und wenn der Herr, dem der See und das Gut rings um den See gehörte, bei Kempinski in Berlin speiste, dann konnte er sich dort beim Ober eine Portion Krebse aus seinem eigenen See bestellen. Und dann bekam er wahrscheinlich ein solches Heimweh, daß er sich schnell ein Kursbuch bringen ließ, um mit dem nächsten noch erreichbaren Zuge nach Hause zu fahren. Heimweh hat, wie man weiß, nichts mit schöner Gegend zu tun. Es ist die Seele des Menschen, die sich nach der Landschaft zurücksehnt, dorthin, wo sie ihm ihre Seele öffnete. Und darum kann, in diesem Sinne, auch Krebse-essen zu einer seelischen Angelegenheit werden.

Ein See aber besonderer Art ist der Wirz-Järw. Schon der Name! Schmeckt er nicht wie Nordluft? — Hier ist alles flach. Der See selber sieht uns vom Ufer her so flach aus, daß wir meinen, wir könnten, wenn wir uns nur die Hosen tüchtig aufkrempeln, barfuß hindurchwaten. Freilich würden wir dazu mehrere Tage brauchen, bis wir zum anderen Ufer hingelangen, das grad noch am Horizont als dünner Streifen sichtbar wird. —

Ja, was ist denn, so könnten wir uns fragen, so schön an solch einem See, der nur groß, nichts als groß ist? Da ist nichts, das dem Auge Abwechslung oder Ruhepunkt böte. Kein Segel ist zu sehen, kein Rauchwölkchen eines Dampfers. Auch die Fischer scheinen alle zu Hause zu sein, da wir keines ihres Böte auf dem Wasser sehen. Es ist Wasser, nichts als Wasser, leicht gekräuselt vom schwachen sommerlichen Winde, drüben der dünne Streifen des anderen Ufers am Horizont, und darüber der Himmel, blau mit wenigen kleinen Wolken. Was also ist denn daran so schön? — Es ist, daß an diesem See die Seele des Flachlandes sich offenbart.

Die lustige Gesellschaft im gemieteten Lastauto mit den eingebauten Bänken wird endlich des Singens müde. Und auch unser Lied geht zu Ende, ausklingend in einen langausgehaltenen Ton, der sich ins Unhörbare verliert, wie in der beginnenden Dämmerung des Abends die Ufer des Wirz-Järw sich ins Unsichtbare verlieren. Die Dämmerhelligkeit bleibt. Es ist die nordische Sommernacht, in der es nicht dunkel wird. Und aus den Mooren steigen die Nebel auf, Ferne und Nähe verschleiernd und sich dem Staube mengend, den unser ratterndes Gefährt fortwährend hinter sich erzeugt. Der Staub wirbelt auf, beruhigt sich in der Luft, über deren Ruhe uns nur die eigne schnelle Bewegung täuscht, und schwebt noch lange hinter uns über dem Wege, den wir fuhren und der noch immer so krumm geht, wie eben damals zu allem Anbeginn einmal der weiße Hase über den Schnee gelaufen ist, gefolgt vom betrunkenen Bauern, der hinter ihm her torkelte.



II.

Narwa=Iwangorod

Zu beiden Seiten des Narew, einander gegenüber hart an den Strom gebaut, der ehemals Grenze war und Welten schied, stehen die beiden Burgen, die russische und die deutsche, Iwangorod und Narwa, und knurren sich an.

Man hat sie mit zwei Duellanten verglichen, die, in abgemessener Entfernung angetreten, auf das Zeichen warten, das der Unparteiische geben soll, damit der Waffengang beginne. Aber — wer ist schon in der Geschichte der „Unparteiische"? Und so nimmt es uns denn auch nicht wunder, wenn wir hören, daß sie zuweilen, ohne erst ein Zeichen abzuwarten, einander mit Schüssen gereizt und herausgefordert haben, auch wenn mal grad kein Krieg war. Ähnliches soll auch heute noch vorkommen, von dorther, wo hinter dem Stacheldraht die russischen Wachtposten stehen. Man nennt es dann: Grenzzwischenfall.

Aber zwischen den beiden Burgen knallt es heute nicht mehr. Denn der zwischen ihnen breithin und lebhaft strömende Narew ist heute nicht mehr die Grenze zweier Reiche, zweier Welten. Es fände sonst wohl auch nicht von Ufer zu Ufer der friedliche Verkehr über die Brücke statt, die, den Namen eines Zaren tragend, auf ihren drei aus Holz geschwungenen Bögen schon mehr als hundert Jahre lang allen Eisgängen des hochnordischen Stromes tapfer und friedlich standgehalten hat. Der Handel braucht und schafft Brücken, und Narwa war von alters her ein bedeutender Handelsplatz, der in dieser Eigenschaft zu Zeiten den Städten Reval und Dorpat den Rang streitig gemacht hat. Wie oft aber mag in all den Kriegsläufen hier eine Brücke gestanden haben, zerstört und wieder aufgebaut worden sein? Vielleicht hat die gegenwärtige mit dem Namen des Zaren ihre Vorgängerinnen an Dauer bereits übertroffen. Nur daß sie jetzt an Handel nicht viel herüber und hinüber zu tragen hat. Denn drüben, ein paar Kilometer weiter, beginnt Rußland, ein anderes Rußland als jenes, das deutschen Kaufleuten gestattete, sich einen eignen Handelshof in Nowgorod zu errichten.

Die beiden feindlichen Burgen bedrohen einander immer noch. Aber sie tun es nur noch kraft des Ausdrucks, der im gemauernten Stein liegt. Das, was wir drüben sehen, ist noch nicht Sowjetrußland. Der Narew fließt heute in seiner

ganzen Länge, vom Peipussee, dessen Abstrom er ist, bis zu seiner Mündung in den finnischen Meerbusen, durch estnisches Staatsgebiet. Und um die alte Russenfeste Iwangorod beschreibt die Grenze noch einen ganz ausdrücklichen Bogen von etlichen Kilometern. Also sind auch die harmlos Badenden, die von drüben her, von dorther, wo am steilen Hang die Burgmauer endet, den Badenden von hüben entgegenschwimmen und fröhlichen Zuruf mit ihnen tauschen, noch keine leibhaftigen, waschechten Bolschewiken aus dem Reiche derselben, sondern Esten, wenigstens ihrer Staatsangehörigkeit nach, ob es auch ihrer Nationalität nach Russen sein mögen. Es sind hier an dieser äußersten Ecke Europas die Völker gemischt. Auch jenseits der Grenze gibt es noch Esten, sofern Mütterchen Rußland diesen ihren Stiefkindern nicht längst schon gewaltsam einen anderen Lebensraum zugewiesen hat. Man ist ja dort im Aus- und Umsiedeln großzügig.

Die Feste Iwangorod ist in demselben Jahre erbaut, in welchem Kolumbus Amerika entdeckte, — wovon aber der italienische Baumeister, den Iwan der Dritte von Moskau mit der Aufgabe betraute, der deutschen Burg eine russische gegenüberzustellen, sicherlich nichts gewußt hat. Er hat sein Werk großartig angelegt, würdig der durch Niederwerfung ihrer Rivalinnen, Pskow und Nowgorod, im Aufstiege begriffenen Großmacht Moskau und als eine nicht mißzuverstehende Gebärde gegenüber dem deutschen Vordringen in den Osten. Trotz des italienischen Erbauers — es wurde eine russische Burg, massig hingelagert und durch Masse imponierend, mächtig allein schon durch ihre Ausmaße, weiträumig genug, eine Armee als Besatzung aufzunehmen, die gegen die deutsche Burgenbesatzung auf dem westlichen Ufer immer in der Überzahl gehalten werden konnte. Es ist russischer Maßstab an sie gelegt. Und wie bei vielen russischen Dingen so tritt auch bei ihr jene Wesensart in Erscheinung, die auf den Europäer asiatisch und auf den Asiaten europäisch wirkt. Und insbesondere eines sieht man ihr an, an zwei Dingen brauchte Rußland damals schon wie auch heute noch nicht zu sparen: An Menschen und an Raum.

Gegenüber dem Koloß erscheint die Burg Narwa fast wie zu klein, an Kraft dem Gegner nicht gewachsen. Bei näherem Zuschauen erweist sie sich aber doch als ein Quader von gehörigem Gewicht. Man hat sie zu ihrer Zeit den Eckpfeiler des Reiches genannt. Ein schöner und ehrenvoller Name, und dieser Eckpfeiler mochte schon einigen Anprall aushalten. Überragt wird der steile Bau vom Hermannsturm. Er reckt sich in die Höhe, wie um über die Mauern der gegnerischen Festung in deren Inneres zu spähen, was wohl auch sein Zweck war. Wogegen hinwiederum der Feind den Schild einer ungeheueren Stirnwand setzte. So stehen sie sich immer noch gegenüber, als könnten sie nicht aufhören, einander zu mißtrauen und zu drohen. Und ob sie auch heute beide estnisch sind, die russische Burg wie die deutsche, der Eindruck ist immer noch der: Sie knurren sich an. Und da ja Steine ihre Sprache behalten, knurrt Iwangorod russisch und Narwa deutsch.

Wann und von wem mit dem Bau der Narwaburg begonnen worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls ist sie die sehr viel ältere. Vielleicht haben hier einen befestigten Platz schon die Schwertbrüder angelegt, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens (1202—1236) das gesamte Gebiet des nachmaligen deutschen Besitzes zum mindesten schon umritten haben. Aber nehmen wir an, sie sei von deutschen Vasallen unter dänischer Herrschaft erbaut, so käme eben damit etwas zum Ausdruck, was als ein Wesenszug baltischer Geschichte erscheint: Die Bedeutung der Vasallen gegenüber der Staatsherrschaft im Lande.

„Eckpfeiler des Reiches" war die Burg erst von jenem Zeitpunkt an, da sie zusammen mit dem ganzen Norden Estlands aus dänischem Besitz in den des Ordens überging. Das war im Jahre 1343. Und sie hörte auf, es zu sein, da nach der wenig rühmlichen Übergabe im Jahre 1558 die Russen in ihre unzerstörten Mauern einzogen.

Angriffe, Verteidigung, Belagerung, Sturm und Einnahme haben beide Burgen mehr als einmal erlebt. Die Schweden kamen und trieben die Russen hinaus. Aber die Russen kamen wieder. Bei Narwa schlug Karl XII. Peter. Aber

Peter verstand es, aus der Niederlage zu lernen und ging aus dem Nordischen Kriege als Sieger hervor. So hatte, scheint es, Iwangorod doch über Narwa gesiegt, das östliche Stromufer über das westliche. Heute sind beide Stromufer estnisch. Sind sie nun damit, von Europa aus betrachtet, beide östlich oder beide westlich geworden? Das eben ist die Frage. Um Antwort darauf zu erhalten, müßten wir die Ureinwohner des Landes, die Esten, befragen, da sie ja heute die unbestrittenen Herren beider Ufer, beider Burgen sind. Und wir zweifeln nicht daran, daß die Antwort zugunsten Narwas ausfallen würde und nicht zugunsten Iwangorods.

(Wird fortgesetzt.)

Der alte Heiduck

Erzählung von Herbert Böhme

„Du meinst, es sei damals Absicht von Detta gewesen, daß sie dir an jenem Morgen dein Pferd genommen hatte und dich somit notwendig dem Unglück aussetzte, das sich dann auch ereignete? Ich kann mich dieser Zeit noch sehr genau entsinnen und sagte dir auch, daß ich mit Detta schon gesprochen hatte, ehe du deine Hungerharke auf dem Feld ließest, um heimzukehren.

Detta war ein Mädel, so alt wie wir, aber wir waren noch halbe Buben, die für einige Wochen der Schulbank entfliehen konnten, weil sie die Sorge des Vaterlandes auf die Erntefelder der Bauern rief. Wir durften in eine Welt hineinpacken, die uns sonst fremd geblieben wäre. Detta lebte indessen in dieser Welt, und sie war ohnedies reifer, als Jungen in dem gleichen Alter zu sein pflegten. Deshalb verstand sie auch deinen Weg zum Dorftanz damals nicht, denn was wußte sie von unserer Kameradschaft. Sie glaubte sich durch dich plötzlich betrogen und der Stolz ließ es nicht zu, daß der, dessen Zuneigungen sie fortan trotzen wollte, ihr liebstes Pferd weiterhin zum Acker führte.

Es kümmerte sie gewiß nicht mehr, daß du nun den alten Heiduck erhieltest. Das hätte sie noch zu verhindern gewußt, auch wenn sie es heute nicht zugibt. Verlange es nicht, du würdest enttäuscht werden, vielmehr, freu dich an ihrem gesunden Trotz und such ihn dir zu erhalten.

Damals drückte dir die Wut deine Augen zu tief in den Schädel, daß du Detta nicht mehr betrachten konntest. Ich aber, obwohl bei deinem Unglück auch ich herzhaft auf Seiten der Spötter war und lachte, sah neidvoll mehr.

Eure Begegnung gestern fordert auf eine jahrelang offene Frage nun endlich Antwort, und wenn dir Detta zunickte, nimm es als ihren heimlichen Wunsch, denn, nicht wahr, alter Freund, du liebst sie doch wohl auch noch immer."

So schrieb ich an ihn und meinte doch nur gesagt zu haben, was er selbst sich nicht getraute auszusprechen.

Selten schien mir die Natur ein so offenbares Spiel getrieben zu haben, und ich hatte schon damals, als wir zur Erntehilfe auf den Hof ihres Vaters ankamen, ein seltsames Wissen um die Zusammengehörigkeit dieser beiden Menschen, noch ehe sie sich selbst gesehen haben konnten. So wußte ich auch sofort, daß jene überraschende Trennung nur ein launischer Aufschub des unaufhaltsamen Schicksals sein konnte. Ich hatte auf diesen Bescheid von Casimir, den ich endlich vordem erhielt, eigentlich immer schon gerechnet. Ich habe ihn beantwortet und kann das Ergebnis abwarten, ohne erregt zu sein. Ich weiß, wie die Entscheidung ausfällt. Sie wird uns so schnell überkommen, wie alles zwischen diesen beiden Menschen keiner großen Zeit bedurfte.

Ihre erste Begegnung war schon eine Überraschung. Casimir wußte nichts von einer Tochter des Hauses, war vielmehr von unserer langen Bahnfahrt durch das Bruch außerordentlich müde geworden und legte sich in das Stroh, das im Flur des Herrenhauses zu unserem Nachtlager hingetan war. Wir hatten diesen Abend zu unserer Verfügung und machten uns fertig, einen Erkundigungsgang durch das Gelände zu unternehmen. Wie ich dabei bin, ihn freundschaftlich, aber erfolglos zu überreden mitzugehen, kommt Detta in den Flur. Casimir kann sie erst sehen, wie sie neben ihm steht. Er ist sichtlich überrascht und auch etwas verschämt. Und aus solcher Lage streckt er ihr die Hand entgegen und sagt: „Casimir". Es war sehr komisch, und wir lachten von Herzen. Was machte es, Detta riß ihn mit dem gleichen Handschlag hoch und fragt: „Willst du nicht auch mit zum See heruntergehen? Ich würde euch führen." Da ist Casimir nicht mehr zu halten gewesen. Unordentlich ließ er sein Lager liegen, so kannten wir ihn aus seinen schlechtesten Tagen nicht, und es war wunderbar, ohne daß er auf dem Wege ihre Gegenwart suchte, so verspürte man doch schon bei jedem von beiden die Nähe des anderen, wie es mir später als das Geheimnis wahrhaft schöner Liebe immer gewahr wurde.

Die Tage unserer Arbeit lagen in einem sonderbaren Glanz durch die gegenseitigen Neigungen dieser beiden Menschen, denn auch Detta verleugnete keineswegs ihre Sympathie zu Casimir. Sie hatte auch wirklich zu wenig Zeit, ihm zu begegnen — und dann waren wir immer zugegen. Aber sie wußte von unserer Kameradschaft und ehrte sie durch ihre Offenherzigkeit.

Als nun zum Tanz im Dorf aufgerufen wurde, hätten sich Detta und Casimir tatsächlich einmal allein treffen können. Das Haus durfte sie zwar nicht verlassen, ihr Vater war darin sehr streng, jedoch unsere Lagerleiter hätten wir allenfalls über Casimirs Abwesenheit hinwegtrügen können. Es wäre gegangen. Aber Casimir duldete es nicht, daß man ihn aus diesem Kameradschaftsabend fortdrängen wollte. Auch er gehöre nun in dieses Dorf, und es sei Dettas Schuld, wenn sie nicht käme.

Am nächsten Morgen fand dann Casimir das Pferd, das er zum Hungerharken von Detta besonders herzlich zuerteilt bekommen hatte, bereits aus seiner Boxe geholt. Es war ein seltsamer Anblick, dieses verstörte Gesicht zu sehen, als der Stallknecht ihm sagte, die Detta habe es zum Reiten geholt.

Das schien auch uns übertrieben, denn wir konnten uns in diesen schweren Tagen solch einen Leichtsinn nicht erlauben. Die Ernte mußte vom Feld, und nur der alte Heiduck, eine lebende Kriegserinnerung des Bauern, stand noch überzählig da, die anderen Gäule brauchten wir längst zum Einfahren. Dettas Lieblingspferd hatte der Vater ohnedies immer schon eine besondere Schonung angedeihen lassen. Es völlig aus dem Betrieb nehmen, war unmöglich. Unsere Meinung bedeutete jedoch für Detta gar nichts, so schien es uns. Ihr Trotz forderte sein Recht, und sie war zu stolz, dem das Pferd zu geben, der es sich nicht mit der Glut seines Herzens verdiente. Casimir schirrte den alten Heiduck an, es blieb ihm und uns allen kein anderer Ausweg. Er mußte vorsichtig sein, der alte Heiduck liebte solche Scherze nicht mehr, er war breit und schwer und doch schon zu klapprig, um sich schikanieren zu lassen. Er sah sich um, als wollte er dem Jüngling ob dieses Bubenstreiches seine Meinung sagen, aber Casimir achtete nicht darauf, löste die Kette und nahm den Alten von seiner Krippe fort. Der Stallknecht lachte, als er die beiden mit bösen Gesichtern dahintrotten sah, und nochmals lachten wir, weil Casimir nun nicht reiten konnte. Das war doch unserer Tage größte Freude.

Casimir hat den Vormittag und auch noch ein ganzes Stück in den Nachmittag hinein die Hungerharke über den Stoppelacker greifen lassen. Der Heiduck war friedlich geblieben und Casimir zu sehr in Grübeleien versunken, als daß er seinem alten müden Weggenossen Schwierigkeiten bereitet hätte.

Uns aber war das Wort vom Stallknecht, daß der alte Heiduck nicht zu genießen sei und wir uns vorsehen sollten, schon in Vergessenheit geraten, da trat

die Überraschung ein. Ein Meldejunge rief uns in ein anderes Dorf ab, wo wir noch vor Abend erwartet würden.

Casimir meinte später, daß Detta sich auf diese Weise für den verlorenen Abend gerächt habe. Wir konnten es jedoch nicht für wahr nehmen. Soviel Rache trauten wir ihrem Mädchenherzen nicht zu. Heute würde mir Casimirs Ausspruch schon immerhin zu bedenken geben.

Genug. Ein Reiterwagen wurde hergerichtet, und unsere Arbeiter vom Felde geholt, denn wir mußten uns schnellstens fertigmachen. So trabte auch einer von uns zu Casimir, ihm Bescheid zu geben.

Das Entsetzen war groß. Noch größer die Wut. Nun mußte es schnell gehen, denn vielleicht konnte er Detta doch noch einmal sprechen, sie aufklären. Die Gedanken schwirrten. Die Hungerharke stand schon allein, schon saß er auf dem Pferd, und unentwegt schrie er es zu schnellerem Laufe an. Das aber verärgerte den alten Heiduck. Er bekam Kriegserinnerungen und dann den Duft des Stalles in seine vergrumelte Nase.

Längst waren sie auf der holprigen Dorfstraße, und Casimir griff schon in die Zügel, den Langsamgang vorzuschlagen, damit er sich vor dem Bauern nicht erst noch zu verantworten habe. Aber der alte Heiduck wußte, wen er auf seinem Rücken hatte, und der Stall war ihm zu nahe, er rüttelte seinen Reiter nach Herzenslust zusammen und nahm die Kurven auf dem Hof so scharf, daß auch der Sturz bei jedem anderen von uns unvermeidlich gewesen wäre.

Wir standen schon auf dem Wagen und empfingen aus Dettas Hand unsere Abendbrote. Casimir war der letzte der Getreuen, dann konnte es losgehen.

Als wir ihn sich von seinem schweren Fall erheben sahen und er nicht lahmte, bellten wir vor Lachen, daß es im Hofe nur so widerhallte.

Gewiß war es gemein gewesen, und ein Wort von Detta hätte uns die Gesichter rot gemacht. Sie aber sagte nichts. Sie sah ihn nicht einmal an, und als sie ihm die Brote nachher auf den Wagen reichte, geschah es in einer Art, daß wir irgendwie still wurden und froh waren, daß der Wagen anfuhr.

Casimir blickte nicht auf, wie sehr Detta auch winkte, und sie winkte gewiß nur ihm zu. Er sprach sogar während der ganzen Fahrt nicht mehr, und weil er keinen Hunger hatte, verteilte er auch sein Brot. Da sahen wir, er hatte doppelt soviel wie jeder von uns bekommen. Wer wollte darüber verwundert sein? Große und wahrhaftige Liebe kennt kein Gesetz und keine Ordnung. Schon bei Buben und Mädels nicht. Viel weniger erst später.

Detta und Casimir haben sich vielleicht auch jetzt noch nicht viel gesprochen, aber sie sahen sich vor wenigen Tagen wieder und lächelten.

Heimat

Du kannst der Heimat, Herz, nicht kündigen.
Sie hält dich fest. Du kannst nur heimlich fliehn
und wirst zum Bettelnden und Sündigen.

Der Fremde wird in deine Hütte ziehn
mit Kindern, schmutzigen und grindigen,
und bricht dein Feld. Und keiner hindert ihn.

In wehen aber und abgründigen,
einsamen Nächten, wenn die Ängste blühn,
da wirst du weinend wissen: kündigen
kannst du der Heimat nicht, nur fliehn!

Peter Hundt

Die begrabenen Träume

Aus einem Hörspiel von Kilian Koll

(Hohles Poltern)

Der Hauptmann: (fast träumend, starr) Lieg still, Kamerad. Deine Knochen klappern.

Der Nachbar im Grabe: (ebenso) Ich muß hinauf. Ans Licht. Zu den Lebendigen.

Der Hauptmann: Was willst du denn da? Wir liegen doch ganz schön hier.

Nachbar: Es ruft mich etwas.

Der Hauptmann: Das hätte ich doch auch hören müssen. Ich schlafe nicht tiefer als du.

Nachbar: Es ruft mich. (Poltern)

Der Hauptmann: Du träumst. Lieg still in deinem Soldatengrab.

Nachbar: (pocht von innen) Macht mir auf. Helft mir hinaus.

Der Hauptmann: Man sollte nicht denken, wie lebhaft es in deutschen Gräbern zugeht.

Nachbar: Mein Sohn ruft mich. Mein Weib ängstet sich. Meine Töchter schreien nach mir. Mein Vieh brüllt nach dem toten Herrn.

Der Hauptmann: Na entschuldige schon. Ich schlafe hier bombenfest. Was soll denn los sein da oben?

Nachbar: Mörder, Räuber, Schänder! Brandstifter! (Poltern und Pochen)

Der Hauptmann: Gutes Gerippe, was träumst du so schwer? Da oben haben sie es doch jetzt mit der Ruhe und Ordnung, es sinkt alles wieder ins Träge und Gewöhnliche. Oder meinst du, nur du Toter stehst mit den Deinigen noch in einer innerlichen Beziehung? Da oben geht es wieder ganz gemütlich zu, Hochzeit und Kindtaufe, und abends sitzen sie beim Bier. Aber bei dir zuhaus sollen gleich alle vier Plagen auf einmal sein?

Nachbar: Öffne dich, verfluchter Sarg! Wilde Horden brechen gegen meine Heimat vor, regellose Heere schwemmen heran. Sie schlagen die Bauern tot, sie führen Ernte und Vieh mit sich. Sie verschwinden, sie kommen wieder.

Der Hauptmann: (gähnt) Uaah. Man wird faul von dem ewigen Herumliegen. Ich sagte dir, daß ich ein Schullehrer war. Mir scheint, du träumst von einer Zeit, die vor dreihundert Jahren gewesen ist.

Nachbar: Was weiß ich Bauer, was vor dreihundert Jahren war. Heute! Meine Heimat wird brennen.

Der Hauptmann: Gutes Gerippe, du redest irr. In Deutschland herrscht der Friede der Mittelmäßigen: Oder wohin hast du im Leben gehört?

Nachbar: Ich war daheim an der Grenze im Norden, wo früher Rußland war. Weißt du, noch jenseits des Memelstroms.

Der Hauptmann: In der Gegend weiß ich schlecht Bescheid. Aber mit Rußland ist doch auch längst Friede? Ich habe eine Russenkugel im Leibe stecken. Mein Lieber, du bist erst ganz zum Schluß gefallen, deswegen gebärdest du dich hier noch so unruhig. Sei du erst mal zwei Jahre tot, dann richtest du dich auch so sachte auf ein anderes Zeitmaß ein.

Nachbar: Mit Rußland ist kein Friede.

Der Hauptmann: Aber ich hörte davon doch durch die Gräber raunen.

Nachbar: Da wo ich lebte, ganz dicht an der Grenze, da blickten wir in vergangenen Zeiten hinüber und ahnten damals schon das Grauen, das von drüben ausging. Jetzt kommt ein Völkerwirrwarr in wilden Haufen und zieht gegen das wehrlose Land. Sie kommen immer näher, — sie werden auch meinen Hof überfluten. Also hilf mir hinaus!

Der Hauptmann: Woher willst du in deinem Grab so genau davon wissen?

Nachbar: Du warst kein Bauer, du spürst das nicht. Sie kommen unter roten Fetzen und verkünden die Rechtlosigkeit der bäurischen Erde. Sie haben nicht Vater und nicht Vorfahr und wissen vom Lande nur, daß sie davon fressen können. Sie brüllen: Es lebe die Weltrevolution!

Der Hauptmann: Laß sie brüllen, gewesener Mensch, und stör mir meine Ruhe nicht. Ich modere brav und gottergeben vor mich hin.

Nachbar: Schlafe nicht, toter Hauptmann. Hier unten steht doch Sarg an Sarg. Stemm dich mit mir gegen die morschen Bretter, daß ich hinaufkann. Ich habe schon eine Planke am Deckel gelüftet. Rücke näher zu mir.

Der Hauptmann: Höre — das scheint dir ernsthaft nahezugehen. Weißt du, unsereiner lebt eben weiter in der Sehnsucht, für die er gestorben ist. Und ich bin gestorben für alles Große und starke Gläubige des Vaterlandes.

Nachbar: Dann hilf mir! Denn dafür muß ich wieder kämpfen! Dafür will ich heraus aus meinem Grab.

Der Hauptmann: Das kann doch nicht richtig sein. Wenn Deutschland uns rufen würde, das führe uns allen in die Glieder. Dann klänge das große Trommeln über unseren Gräbern. Warte doch ab, Bruder, in fünfzig oder hundert Jahren wirst du es hören.

Nachbar: Ich sage dir doch, es ist nicht Deutschland, das mich ruft. Mein Hof, Weib und Kind! Die dort in wüsten Hausen aus Rußland heranziehen, sie verkünden, daß es keine Bauern mehr geben soll.

Der Hauptmann: Laß sie doch. Von hier unten aus sieht sich alles gelassener an. Hundert Jahre sind eine Kleinigkeit für unsereinen. Das wird denen gut bekommen. Ohne Brot und Fleisch werden die mit ihrer Weltrevolution nicht weit kommen.

Nachbar: Oh, sie wollen Brot und Fleisch, der Bauer soll ihnen unter der Knute fronen. Aber du willst mich nicht hören. Schlaf wohl, ich bin bald durch.

Der Hauptmann: Sag, was willst du Toter da oben?

Nachbar: Ich will den Meinigen helfen, daß sie standhalten. Wenn die rote Flut hereinbricht, will ich mich neben meinen Sohn und neben den Lebendigen ungesehen auf die Erde legen und ihnen den Geist härten und ihnen die Waffe führen.

Der Hauptmann: Wird da mit Waffen gekämpft?

Nachbar: Mit allen die es überhaupt gibt.

Der Hauptmann: Dann könntet ihr dort einen alten gesengten Landsknecht wie mich mit seinen morschen Knochen eigentlich brauchen? Ich möchte zum Sterben gern wieder mal raufen.

Nachbar: (Brechen, Krachen, Rieseln von Erde) Öffne dich, sperrendes Gefängnis meines Grabes.

Der Hauptmann: Bist du schon draußen?

Nachbar: Mit halbem Leibe. Mein Schädel wackelt, die Gelenke knacken. Jetzt hab ich ein Bein draußen. Nun laß mich nur los, Grabeserde. Und jetzt das zweite Bein. Verlassene Gräber seh ich, verfallene Gräber. Und alle schlafen darunter. Wacht auf, ihr, — und helft für meine Heimat kämpfen.

Stimmen der Toten: Laß uns schlafen. — Was geht uns deine Heimat an? — Oder ruft das große Vaterland?

Nachbar: Ich horche — aber das große Vaterland ist stumm.

Stimmen: Dann läßt das Grab uns nicht los.

Der Hauptmann: Ach das! Landsknechte heraus. Burschen heraus. Ich mache selbstverständlich mit. Du da oben! Mir ist so schwer in den Gliedern. Greif mit deinem Knochenarm herunter und hol mich herauf.

Nachbar: Das kann ich nicht, du mußt selber kommen.

Der Hauptmann: Schwerenot! Mich ruft niemand. Es ist doch deine Heimat, also steh mir bei, daß ich auch aus dem Grabe komme.

Nachbar: Ihr da! Sind denn keine Bauern unter euch?

Stimmen: Doch. Hier. Ich.

Nachbar: Dann macht euch auf!

Stimmen: Ich kann nicht. — Meinem Hof geht es gut. — Ich bin aus einer anderen Gegend.

Der Hauptmann: Schwerenot! Hab ich denn Blei in den Knochen? Du da oben! So wecke doch das Vaterland auf, damit es alle treuen Geister ruft.

Nachbar: Hab keine Zeit für eine lange Unterhaltung. Da liegt noch ein verbeulter Helm herum; ob der auf einen nackten Totenschädel paßt? Und ein rostiges Gewehr —

Der Hauptmann: Kamerad, he, Bruder! Ich kann nicht aufwachen. Knall du mir einen Schuß ins Grab, daß ich hochschrecke!

Nachbar: Wir Geister schießen nicht mit Patronen. Schlaf wohl. Ich wandere gen Osten.

Der Hauptmann: (klagend) Nimm mich doch mit —

Die Spillermarie

Bildnis eines alten, dem Tode benachbarten Weibes

Erzählung von Stefan Andres

Wenn einer in Lomms gestorben ist und die Glocke in amtlicher und doch zu Herzen gehender Wehmut ihre Stimme erhebt, dann regt sich am Ausgang des Dorfes die Spillermarie in ihrer Giebelkammer aus ihrem verlorenen Dasitzen und sie horcht und schaut in einem auf ihre Kuckucksuhr überm Bett.

Die Tatsache allein, daß einer gestorben ist, bringt sie in Bewegung und läßt ihr Gesicht aus der stumpfen Schwermut sich lockern; es fällt wie alter Staub aus den Ritzen und Falten ihrer Haut, ihr Gesicht ist wieder lebendig, wenn die Totenglocke ertönt. Sie kennt alle die Häuser, die am Wege des Alters mit hohen Hausnummern stehen. Wenn sie im Herbst mit Beeren und im Spätherbst mit Pilzen kommt und ihr Körbchen stumm hinreicht, blickt sie diese schon appetitlosen Kostgänger des Lebens an und rechnet dabei. Die Leute sagen von ihr, sie rieche den Tod. Jedoch die Spillermarie müßte darüber lachen, wäre es ihrem vom Alter erfrorenen Gesicht noch möglich; sie riecht nicht den Tod, sie errechnet nur ihr eigenes Leben und denkt: versuch noch den Winter zu packen, guter Major; wenn es die ersten Weidenkätzchen gibt, mach ich dir dann einen Kranz für 2,20 G.; der ist schöner als einer von Berlin! Und während sie das denkt, sagt sie wohl: „Erkältet Euch nicht, Herr Major, so ein Wind geht durchs Schlüsselloch!" Und wenn der Major lacht: „Aber, Marie und du? Du hast ja Löcher in den Schuhen!" winkt sie nur mit dem nun leer gewordenen Körbchen im Ellbogen stoßend ab: „Ach, Löcher, Löcher!, der hats Loch in den Schuhen, der andre vor den Schuhen! Den Jonas hat mit seinen wasserdichten Stiefeln doch der Hai verschlungen!"

Manchmal, nicht nur, wenn die Sterbeglocke sie mahnt, manchmal erhebt sich die Spillermarie an einem eisigen Wintertag und geht in den Wald „Ich muß Grün holen!" sagte sie dann, wenn sie die Stiege von ihrer Giebelstube herabkommt, und drunten in der Küche, durch die sie gehen muß, die Frau des Feiger Wilhelm sie anhält. Dann läßt die Feigern den Rührlöffel ruhn und fragt über dem brodelnden Topf: „Für wen?" Jedoch die Marie geht lautlos an ihr vorbei, krumm wie ein Flitzebogen, den keine Sehne mehr spannt, und der trotzdem nicht mehr in seine frühere Gradheit zurückspringen kann. Und die Feigern erzählt es bei der Fleischern, Kramern, und in der Mittagspause vor der Porzellanfabrik: „Die Spillermarie ist Grün holen!" Die Gesunden denken alsdann an die Kranken im Dorf und an die alten Rentner in den Landhäusern und alle, von denen die Gesunden sagen, daß sie ihnen schon seit langer Zeit nicht mehr gefallen, ja, so sagen die Leute; und gewiß ist, daß einer bald stirbt, es dauert nur so lange, als das Grün in der Giebelstube der Marie noch frisch und duftend ist; dann läutet die Glocke.

Die Zeit, wenn der Schnee alle Felder und Wiesen zu einem großen Teller eint, ist der Marie die liebste zum Hinausgehen in den Wald, wie sie auch prusten und stapfen muß. Der dunkle Rand des Waldes ist noch fern, der eisige Kamm des Gebirges noch ferner; fern auch ist die Landstraße und alle Pfade sind verschneit. Ihre Füße pflanzen querfeldein eine Spur wie von schwarzen Bohnen ins

Weiß; und mit ihrer grünen Last, die sie heimwärts hinter sich herzieht, verwischt sie wieder die ausgesäte Spur ihrer Füße.

Dagegen ist es im Frühjahr für die Marie seltsam anstrengend, durch die Felder zu gehen. Sie bleibt manchmal vor einem jungen Mädchen mit beengter Brust stehen; das Mädchen aber geht mit hurtigen Füßen weiter und wendet sein Gesicht scheu auf die andere Seite. Dann schüttelt die Spillermarie den Kopf und holt das Sträußchen aus Schlüsselblumen, Veilchen oder nickenden, blauen Glöckchen unter der Schürze kurz hervor, riecht daran und steckt es wieder fort. Zu Hause legt sie es dem Feiger Wilhelm auf die Fensterbank in die Küche, wo der abends seinen Rucksack hinhängt, wenn er von der Arbeit kommt. Der sieht die Blumen und weiß, von wem sie sind, der alte Mann, der noch arbeiten geht; und er denkt, wenn sie nicht fünfzehn Jahre älter gewesen wäre als ich, die Marie, und wenn sie soviel mitgebracht hätte wie die Meine, um das Häuschen anzugehen, in dem sie nun alle drei wohnen: die Marie, der Feiger Wilhelm und seine Frau — dann, dann —; und er riecht in das Sträußchen hinein und poltert ein wenig, wenn ihm die Frau gerade darüber kommt. Sie darf es wissen, und sie weiß es auch, die Feigern, daß so etwas auf der Welt möglich ist, doch daran ist nichts zu ändern: sie wohnen zu dritt in diesem Hause, zu dritt schauen sie aus den drei Fenstern des kleinen Giebels hinaus: oben über ihnen die Marie, der Wilhelm und die Seine unten nebeneinander. Hat die Marie nichts zu essen, sagt der Feiger Wilhelm: „Guck einmal nach" und schiebt die Kartoffelschüssel von sich fort. Die Feigern guckt auch sofort nach; sie hat Angst vor der Marie, die riecht ja den Tod! Und sie weiß nicht, daß die Marie wiederum Angst hat vor ihr, denn die Marie denkt: wenn der Wilhelm stirbt, setzt mich die Feigern vor die Tür. Der Feiger Wilhelm allein hat keine Angst; er schaut, wenn er abends im Bett liegt, lange zur Decke hinauf und weiß dabei, daß die Marie ihn und die Seine einmal fertigmachen wird. Und er denkt an den großen Kranz aus Disteln und Tannenzapfen, den ihm die Marie winden wird. Und dann schließt er bald die Augen und ist schon wie gestorben.

Keiner von beiden ist krank, er und die Seine gehen von Tag zu Tag mit dem unsicheren aber so zähen Schritt des Alters. Es ist nun Dezember geworden und Abend, da kommt die Marie die Stiege herunter. „Wo willst du denn noch hin?", fragt die Feigern; sie pellt gerade Kartoffeln und Wilhelm schneidet eine Zwiebel in den Quark. „Grün holen", sagt die Marie und guckt die Feigern an; und dann streckt sie die Hand aus: „Gib mir eine Kartoffel!" Und während sie bläst und abbeißt und mummelnd kaut, sagt sie: „Ja, es muß wieder einer sterben, ich hab nichts mehr im Fliegenschrank!" „Geh doch zum Passer, der gibt dir was", sagt die Feigern. Und sie blickt ihren Mann an und sagt mit gequetschter Stimme und würgend: „Hast du noch Geld?"

„Nicht nötig!" Die Marie wehrt ab und öffnet die Tür. Der Strohbalg, der die Schwelle abdichtet, knistert; durch den Spalt kommt der Wind und ein abgebrochnes Stück Eis aus der Nacht in die Küche gefallen; das Eis schmilzt in der Wärme. Die Marie schließt wieder die Tür. „Huh", sagt sie und zeigt die Stumpen ihrer Zähne, „so kalt ists noch selten gewesen, daß ich mich vor diesem Gang gefürchtet habe!"

„Bleib doch", sagt jetzt der Feiger Wilhelm. Die Marie schüttelt den Kopf: „Ich brauch eine Last Grün, hab ich doch gesagt!" Die Feigern murrt jetzt: „Hol dir meinetwegen einen Heuwagen voll!"

Die Spillermarie macht die Augen weit auf und schüttelt den Kopf. „Einen Heuwagen voll? Dann käm mir der Förster über den Kopf!" „Nun geh doch schon", schreit die Feigern und wirft eine Kartoffel auf den Boden. Wilhelm hebt sie auf und sagt nichts.

Schließlich beginnt er in erklärendem Tonfall: „Der Hilscherpauer hat einen Blutsturz gekriegt." Die Marie aber ruckt mit dem Kopf vor. „So, der Hilscherpauer, so, so!" Und sie knüpft sich das Tuch fester und geht in die Nacht.

Der Hilscherbauer erholt sich aber und die Feigern stirbt — nach einer Woche, solange wehrt sie sich.

Es ist dunkel in der Kammer, wo die Alten nebeneinander schlafen. Die Feigern ist schon über die siebzig. Daß es ihr so schlecht geht, nimmt sie ruhig hin, doch daß schon das Grün über der Kammerdecke droben für sie bereitliegen, daß die Marie sie waschen soll, das nimmt sie nicht hin! „Ich tu ihr nicht den Gefallen", stöhnt sie im Fieber. Der Wilhelm will den Doktor holen, allein sie leidet's nicht, die Feigern; zwei Nächte schon geht es so — dann ergibt sie sich: „Mach Licht, Wilhelm, mach Licht, jetzt ist es doch soweit!"

Und der Feiger Wilhelm sucht in seinen Taschen nach den Streichhölzern, aber er findet sie nicht; er kriecht auf den Knien in der Kammer tastend umher, er hat die Lampe in der Hand, aber er findet kein Streichholz. Und draußen stürmt es, und ihr Haus ist am Ende des Dorfes, und das Dorf liegt weithin am Bache verzettelt. Die Marie, die hat Streichhölzer, doch die Feigern will kein Streichholz von der Marie. „Wilhelm, nu komm, da will ich auch schon im Dunkeln sterben!"

Die letzte im Leichenzug ist die Marie. Sonst geht sie bei keinem Begräbnis mit, sie hat keinen Sonntagsrock. Diesmal kommt sie mit, ein halbes Rad, so hinkt sie hinterher, aber sie hält Schritt und kommt mit den andern am Grabe an. Und sie schüttet wie die andern als Letzte Erde hinab, bedächtig, drei schwere Schaufeln voll, mit beiden Händen.

Und nun möchte sie am liebsten, daß niemand im Dorfe mehr stirbt; sie geht zum Pfarrer und Ortsvorsteher und bringt in ihrer Schürze heim, was sie braucht. Und der Wilhelm gibt ihr, und wie sie dasitzt und ißt und ihr Pfeifchen raucht, was sie seit Jahren nicht mehr getan, gehen ihre Augen unruhig in der Stube umher. Ihre Blicke scheuchen förmlich vom Feiger Wilhelm die Mücken fort. „Der Winter ist bald vorüber", sagt sie, wenn der Wilhelm hustet, und sie hustet mit und übertönt seine rasselnde Brust und spuckt grimmig in die Stube.

Indes: seit der Wilhelm nicht mehr auf die Arbeit geht, seit die alte Ordnung so jäh umgestoßen wurde, erfüllt ihn Unsicherheit und manchmal auch Angst. Er räumt das leere Bett seiner Frau aus der Stube in den Schuppen, doch dann legt er sich in das seine und nach vier Wochen stirbt er. Die Spillermarie hat kein Grün besorgt; sie sitzt in ihrer Stube, raucht die Pfeife und läßt fremde Frauen den Feiger Wilhelm fertigmachen; sie sitzt in Schwaden blauen Rauches und schüttelt den Kopf, als man den Kranz bestellt. Und sie trotzt dem Wilhelm noch, da der Leichenzug drunten in der Stube seinen Ausgang nimmt, sie geht nicht mit auf den Friedhof, sie trinkt den letzten Schnaps des Feiger Wilhelm und raucht und starrt in die Ecke.

Nun hat sie das ganze Haus für sich allein, so stand es im Testament; sie sieht es mit trockenen Augen: ein ganzes Haus hat die Spillermarie für sich allein. Sie geht die Stiege auf und ab, und durch die zwei Kammern streift sie, steht in der Küche und macht sich breit, guckt in die halbgefüllten Vorratstöpfe, nickt und spreizt sich und blickt hinter den Gardinen auf die Straße.

Und dann noch im selbigen Winter geht sie wieder in den Wald, holt Grün und windet Kränze, wäscht die Toten und lebt von ihnen. Und wenn die Kinder von Lomms sich den Tod vorstellen, sehen sie kein Gerippe und keinen Sensenmann, sondern die Spillermarie, wie sie beständig und treu zum fernen Wald geht und mit ihrer Last heimwärtskommend die dunkle Spur der eigenen Schritte im Schnee verwischt.

Der Fluß

1.

Es rauscht der Fluß, und viele Stimmen raunen:
des Knaben Stimme und des Vogels Stimme,
und böse Stimmen hört dein Ohr und gute.

Gesichte trägt der Fluß und viele Bilder:
Bilder der Sehnsucht und Bilder des Alterns,
und alle Bilder gehen mit dem Wasser.

Und fließen dicht und ineinander über,
sind eng verknüpft und tausendfach verwoben:
dem Bild des Schicksals gleich, dem Strom des Lebens.

2.

Es strömt der Fluß, und immer fließt das Wasser
vom Berg zum Meer, ewige Gegenwart,
und Welle rinnt auf Welle dir vorüber.

Die Zeit ist nichts, und alles ist das Leben.
Was heute war, was morgen sein wird, sind
nur die Gezeiten in dem Strom des Daseins.

Denn ewig ist das Leben wie das Wasser,
und unzerstörbar ist der Fluß des Lebens:
den Wellen gleich, die aufeinanderfolgen.

3.

Und dieses lehrt der Fluß: Geduld und Demut.
Er treibt die Wellen ohne Hast und immer
dem Meere zu, in das er klaglos mündet.

Kein Schmerz besteht vor ihm und keine Schwere.
Das Dunkle in der Welt, das dich bedrängt,
löst sich von dir und geht mit seinen Wassern.

Du hörst des Flusses Stimmen, siehst die Bilder
und spürst, daß diesem Strome auch dein Schicksal
und deine Ängste tief verwoben sind.

Dich überkommt die Heiterkeit des Wissens.
Dem Flusse lauschst du und dem Spiel der Wellen:
es blüht dein Leid in seinen Wassern auf.

Kurt Kuberzig

Das Erbe der Ahnen

Eine Erzählung von Kurt Kuberzig

Bloßen Fußes schritten wir über das Watt. Glasklar war die Luft und voll Traum, und nur hier und dort stritten sich die Möwen um den Leib eines blitzenden Fisches. Rungholt sahen wir, die tote Stadt, welche mit spärlichen Resten auf dem Grund der Watten ruht. Dort, wo die Häuser, Marktplatz, Tor und Mauer standen, faulen zur Zeit der Ebbe schwärzliche Spuren im Schlick. Jahrhunderte ist es her, daß die See der Brunnen süßes Wasser fraß und die Toten in der Tiefe des Meeres bettete.

Vom Deich aus, welcher die Watten von der Küste trennt, tut sich dem Wanderer die Ebene der Marschen und die ungeheure Weite des versunkenen Landes auf, an dessen Saum der feine Streif der See blinkt. Schwarzweiß gefleckte Rinder weiden auf dem fetten Grase des Vorlands, Mägde schreiten mit nackten braunen Beinen und starken Hüften, die schweren Wassereimer in den Händen tragend, über den Deich. Hell leuchtet das Licht dort oben unter dem weiten Himmel und über dem Land, über welchem der salzige Atem der See, der Ruch der schweren Erde und der großen Tierherden liegt.

Um die Jahrhundertwende schon wohnten die Friesen, see-germanische Siedler, an den Küsten des Meeres. Sie waren ein rauhes, trotziges Volk, strohblond und von gewaltigem Wuchs. Einsam, durch unzugängliche Moore von den Nachbarn getrennt, nur auf sich, die eigene Kraft und Klugheit angewiesen, lebten sie in einer Landschaft, in welcher der Mensch täglich ringen muß um den Boden, der ihn nährt. Schritt um Schritt nur wichen sie vor dem Wasser; sie bauten Warfen und Deiche, um sich zu wehren gegen das Meer. Jahrhunderte hindurch mußte der Friese erfahren, daß die Fluten stiegen und heftiger wurden, als verlangten sie nach der fruchtbaren Erde der Küsten. Das Meer war mächtiger als der Mensch. Rungholt versank, das nordische Vineta, und Bant, die reiche Hafenstadt der Rüstringer Friesen. Nach jeder Flut aber wuchsen die Deiche höher und fester empor, die Inseln und das unversehrt gebliebene Land von Flandern bis hinauf nach Jütland im Norden zu schützen gegen Wetter und Sturm. Hinter ihnen wohnen die Friesen in den schweren, wuchtigen Gehöften unter dem großflächigen moosigen Dach, welches sich vom First tief und schützend zu den niedrigen Hausmauern senkt. Breit und mächtig stehen die Gehöfte da; nicht weil der Friese prunken will, sondern weil das Haus alles Leben unter sich sammelt und birgt. —

Heio Dreesen, auch du warst ein Friese, doch keiner von denen, welche Ruhe fanden unter einem solchen Dach. Was weckte in mir an diesem Tag, da die Wolken weiß und leuchtend schwebten, die Erinnerung an dich? War es das Meer? Rief deine Seele über das Wasser und dein unruhiges Herz?

Vierzehn Jahre zählte ich, als ich zum erstenmal auf der Insel weilte, auf welcher du lebtest. Ich habe dich nie recht verstehen können. Ich weiß nur, daß du immer der erste unter uns Knaben warst, den einheimischen und den fremden, welche von dir nicht recht geachtet wurden. Du warst der kühnste unter uns; du warfst dich nackt in die Brandung, da die Novemberstürme um die Insel jagten, und fürchtetest nicht die steigende Flut, wenn wir draußen waren auf der ebenen Fläche der Watten, die gerillt ist von den Wellen und dem ewigen Wind. Auch in deinen Streichen gingst du uns voran, und es waren oft böse Streiche,

Heio Dreesen, welche du vollbrachtest; daß du die Buhnen lockertest, die Pflanzungen aus dem festgelegten Wattenschlick rissest und dem Meere halfst, Land zu gewinnen.

Heute ahne ich, was dich trieb zu solchem Tun, zur Zerstörung und in ein frühes Leid. Ich will versuchen, von deinem Schicksal zu berichten.

Das Geschlecht Heio Dreesens war seit Jahrhunderten auf der Insel beheimatet. Viele seiner Sippe waren auf großen Schiffen über die Meere der Welt gefahren; sie kehrten zurück, wie die Vögel wiederkehren, und schufen ihr Heim auf der Insel zwischen Sturm und Nebel inmitten der See. Heios Vater, Jens, hatte, nachdem er lange Maat gewesen war, das alte, unmittelbar hinter dem Deich gelegene Gehöft seiner Ahnen mit den niedrigen, überkalkten Balkenwänden, den kleinen Türen und Fenstern und dem steilen Retdach unter dem hohen, sodengedeckten First neu und fester aufgebaut. Er war ein echter Friese: vierschrötig, harten Herzens, kühn und selbstbewußt, geschickt in der Führung seines Bootes und vertraut mit der See. Oft aber murrte er und neigte zum Jähzorn; und niemand auf der Insel wußte sich zu erinnern, jemals von solchen Eigenschaften in dem Geschlecht der Dreesen gehört zu haben.

Fünfundvierzig Jahre alt war Jens, als in dem sechszehnten Jahr seiner Ehe der Knabe Heio geboren wurde, das letzte seiner vier Kinder und sein einziger Sohn. In der Nacht, in welcher die Mutter in Wehen lag, trieb der Wind schwere, dunkle Wolken über das Meer und peitschte die Wellen gegen die Steine der Schutzbuhnen, daß das Wasser aufstäubte, niederstürzte und von neuem gegen die Insel brandete. Stimmen heulten im Sturm; und dem, der das Leben Heio Dreesens verfolgt, mag es scheinen, als ob in diesen Stunden die Dämonen seines Schicksals vor die Seele des neugeborenen Kindes traten und seine Zukunft bestimmten.

Heio wuchs heran und wurde ein gesundes und kräftiges Kind, ein rechter Sohn seiner friesischen Eltern. Als er sieben Jahre alt geworden war, fuhr der Vater mit ihm hinaus auf die See. Der Knabe fürchtete sich nicht; er warf die Arme gegen den Sturm, ihn mit seinen Fäusten zu packen, und freute sich des stärkeren Seegangs. In der Schule wurde er bald der Anführer der Inselkinder. Zwei jüngere Knaben, welche beim Baden in der See versanken, holte er aus dem Wasser und trug die Bewußtlosen in das Haus seiner Eltern. Ein anderes Mal waren die Jungen mit Netzen hinausgewandert auf die Sande und Muschelbänke des Watts, um Krabben zu fangen. Als sie in der Nähe einer Baake weit von der Insel entfernt fischten, kam ein plötzlicher Nebel auf und verdichtete sich in wenigen Minuten zu einer undurchdringlichen braungelben Wand. Die Knaben fürchteten sich; in ihre Angst klang dunkel und unheimlich das Rufen der Nebelhörner vom offenen Meere her. Nur Heio blieb ruhig. Er sammelte die Knaben um sich, sagte, daß mit der steigenden Flut auch der Nebel weichen werde, und wartete... In den Prielen drückte aufgestautes Wasser der Ebbe entgegen. Die spiegelnde Fläche begann zu zittern und in feinen Wellen zu schwingen. Die Flut stieg gurgelnd aus den Watten auf und umspülte die nackten Füße der Kinder. Leise weinten die Knaben in sich hinein. Dann, als das Wasser der Priele die ersten schaumigen Wellen warf, löste sich der Nebel, verwehte und sank. Die ragende Baake tauchte wie ein Schatten vor den Blicken der Kinder auf. Sie kletterten die steilen Sprossen hinauf, erbrachen den Schutzraum, welcher hoch im Gebälk hängt, aßen vom Zwieback und hüllten sich fröstelnd in Decken ein. Es wurde Nacht; das Wasser stieg und züngelte mit leise klatschenden, unruhig rauschenden Wellen an den festen Balken empor. Die Leuchtfeuer der Inseln blinkten, Scheinwerfer kreisten über den Horizont und groß und klar standen die Sterne über der dunklen Flut. Heio Dreesen aber saß auf den Sprossen der Baake und hielt die Wacht bis in den frühen Morgen hinein.

In der Schule galt Heio als ein begabtes Kind. Die Geschichtsstunden erregten ihn tief, und seine Augen brannten, wenn der Lehrer von den Raubrittern, den Bauernkriegen, von den Taten der Wikinger und ihrer späten Nachfahren, der Seeräuber und Likedeeler, erzählte.

Das Abenteuerliche, Gewalttätige, grenzenlos Kühne an ihren Taten erschütterte ihn; es schien an Wünsche in ihm zu rühren, an seltsam Vertrautes, welches in den dunklen Gründen seiner Seele ruhte und Gestalt gewinnen wollte. Auf den Inseln des Wattenmeers ist Raum für die schweifende Sehnsucht der Herzen. So geschah es, daß in den Nächten das Gehörte vor Heios geschlossenen Augen zu heißem, traumhaft übersteigertem Leben erstand. Er sah die Bauern unter dem Bundschuh mit Piken, Sensen und Pechkesseln sengend zu Felde ziehen, die Ritter von ihren festen Burgen zu Kampf und Raub in die Täler stoßen, die starken Gestalten der Wikinger durch die Nebelbänke schreiten und die Schiffe der Likedeeler aus ihren Verstecken schnellen, die breiten, schwerfälligen hansischen Koggen zu kapern. Und immer war es ihm, als sei er kämpfend, raubend, plündernd unter ihnen. Von bewegten Bildern bedrängt schlief er sich in den Traum; und es jauchzte sein Blut, da es erleben durfte, was tags nur ein vorgestelltes Geschehen einer niemals wiederkehrenden, an guten und bösen Taten reichen Vergangenheit war.

Als Heio Dreesen 13 Jahre zählte, geschah es oft, daß das, welches seine Nächte erfüllte, sich dem Gesetz seines Blutes nach ins Böse wandte: dann schlich er an den mondlosen Abenden über den Sommerdeich in das ungeschützte Vorland der Insel, zerrte Pflöcke aus dem Weidengeflecht, welches schräg gegen den Zug der See gestellt, das graubraune Watt in schmalen Streifen durchschnitt, riß den übergrünten Boden des festen Wattenschlicks auf oder schlug ein Leck in die frisch geteerten Boote, welche auf den Wiesen hinter den Steinwällen lagen. Stellten die Eltern oder der Lehrer ihn, so erschrak er tief und fand keine Worte, sich zu verteidigen. Es schien, als hätten seine nächtlichen Taten keine Beziehung zu der Welt, in welcher sie geschehen: der Knabe wußte nichts von ihnen auszusagen und nicht zu erklären, was ihn zu solchem Tun getrieben. Es war, als handle Heio Dreesen unter einem dunklen, unentrinnbaren Zwang. Er litt unter dem Dämon, der ihn bedrängte, aber die Kraft seines jungen Herzens reichte nicht aus, ihn zu bannen; und die Herrlichkeit des Abenteuers, welche ihn in glücklichen Stunden berauschte und von großen Taten träumen ließ, zwang ihn in den Nächten, in welchen er seinem Blute unterlag, in ein verbrecherisches, dem eigenen Herzen unverständliches Tun.

Wir Kinder, die wir seines Alters waren, empfanden ihm gegenüber eine dunkle Scheu. Es verwirrte uns, wenn wir die Bewohner der Insel von seinen Streichen reden hörten. Oft führte er unsere Spiele; und obgleich wir ihm gerne folgten, blieb er uns fremd, unheimlich und überlegen. Sein Bild habe ich durch Jahre in mir bewahrt, und heute, da eine ernste Forschung die Seele des Menschen bis in ihre tiefen Quellen zu ergründen vermag, glaube ich sagen zu dürfen, daß es das Erbe der Ahnen war, welches in ihm aufstieg und sein Schicksal bestimmte. —

Das Gesicht des Stammes, welchem Heio Dreesen angehörte, wurde geformt von dem Meer und den Kämpfen um seine Freiheit. Die Fürsten, welche jenseits der Moore lebten, zwangen die Friesen, ihren seewärts gerichteten Blick zu wenden, dem Gegner in ihrem Rücken zu. Aber es galt ungleiche Kämpfe. Das Wasser, welches gegen die Küsten flutete, war ein Feind, der niemals Ruhe gab und unter den Sanden und Inseln verborgen das Werk seiner Zerstörung begann. Die Hanse brach die Macht der Friesen zur See. Fürsten, Bischöfe und Städte waren stärker als das Volk und zwangen es in bitteren Kreuzzügen und durch Verrat, sich zu unterwerfen. Ritter zogen gegen schlichte Bauern zu Feld; die Friesen wurden zu Ketzern erklärt, in Scharen niedergemordet, und der Erzbischof von Bremen segnete Scheiterhaufen und Henker.

Das tägliche nutzlose Ringen mit überlegenen Gegnern macht nicht frei. Es bricht den Stolz, und oft geschieht es, daß der Schwächere tückisch wird, zu lauern beginnt, um sich schadlos zu halten auf seine Weise. Nicht alle Friesen wurden frei und stark nach dem Gesetz ihrer Art. Ihnen erging es wie den Bäumen, welche in den Stürmen des Meeres stehen; sie wuchsen trotzig und gerade, wie ihre Brüder gewachsen waren — die

Spitze des Stammes aber bog sich jäh, um in den rasenden Stürmen nicht zu brechen. So beugten sich manche Geschlechter dem Meer und seiner feindlichen Kraft, und ihre Nachfahren tragen die dunkle Erinnerung an das Leben ihrer Ahnen in ihrem Blut: an die Zeiten, in denen der Seeraub galt und die Nacht und der Strandgang frei waren nach Recht und Gesetz. Die Erinnerung daran wirkt wie eine lähmende, zwingende Kraft. Wer sie überwindet, den macht das Leben am Rande des Meers so stark und fest, daß er steht gleich einer Baake im Sturm. Viele aber sind schwächer als das Erbe ihres Blutes; ihnen geschieht es, daß sie fremd werden unter den Menschen und einsam, unruhigen Tieren ähnlich und den dunklen, unbegreiflichen Mächten untertan, welche zwischen den sichtbaren Dingen lauern. Solche Menschen können dem Ruf der Nacht nicht widerstehen. Es treibt sie hinaus in Wetter und Wind, den Strandraub zu üben an den Gütern, welche das Meer im Herbststurm über die Buhnen und Sommerdeiche hinweg gegen die Küsten wirft. Der ererbte Haß eines unterjochten Volkes brennt in ihnen; bricht er auf, so drängt es sie, hart und böse zu sein gegen den Nachbarn und gegen Knechte, Frau und Kind. —

Das Erbe der Ahnen zwang auch Heio Dreesen in sein nächtliches, der wachen Überlegung entrücktes Tun. Ihm waren die Wolken vertraut und das Licht; sein Schicksal aber stand im Banne der grauen See, und die dunkle, geisternde Welt, welche in der Tiefe seiner Seele lebte, hatte Macht über ihn gewonnen, ehe er selbst stark genug geworden war, sich ihr entgegenzustellen und mit den Dämonen zu ringen.

Als Heio aus der Schule entlassen war, begann ihn der Fluch seines Erbes stärker zu überkommen. Er blieb in dem ersten Jahr im Hause seines Vaters. Oft saß er abends auf dem Deich und starrte auf das Meer, welches mit breiten, klopfenden Schlägen gegen die Insel rollte, und die Bilder, die in ihm aufstiegen, verwirrten sein Blut. Seine Taten richteten sich mehr und mehr gegen ihn selbst. Es schien, als gelte ihm sein Leben nichts, welches er in sinnlosen Abenteuern auf das Spiel setzte. Wenige Wochen, bevor er die Insel verlassen mußte, gewann ihm eines seiner Unternehmen, von welchem wir Knaben erzählen hörten, noch einmal unsere Bewunderung. Der tiefer Denkende aber hätte erkennen können, daß ein solches Tun den Beginn einer ernsten Krisis bedeutete.

Der Herbstabend war dunkel und kühl. Der Westwind stob über die ebenen Flächen des Vorlandes. Er zerrte zerrissenes Gewölk wie flatternde Segel durch die Luft. In der Nacht trieb der Sturm die Flut über die Schutzbuhnen hinweg und wühlte die See zu hohen, schäumenden Wellen auf. Heio schlich sich um die Insel; an der Ostseite, an welcher das Meer bis zum Festland hin ruhiger wogte, machte er ein fremdes, vor Anker liegendes Boot fahrtbereit, setzte die Segel, umkreuzte die Insel und schnitt in die Brandung. Flach schoß sein Boot über die Wellen. Heio kümmerte es nicht, daß der Wind in die Segel peitschte, Brecher über Bord schlugen und die Spritzer seine Kleidung durchnäßten. Es gelang ihm, die freie See zu gewinnen, das Meer, welches mit den Stürmen sang, ihn umbrauste und sein Herz den Göttern und Dämonen näher sein ließ als je. Nach zwei Stunden kehrte er zurück von seiner tollen, sinnlosen Fahrt, durchnäßt, ermüdet und erschöpft wie nach einem tiefen, schmerzenden Rausch. Er brachte das Boot ein zweites Mal sicher durch die Brandung und fiel in dem Haus seiner Eltern in einen langen, von fieberhaften Vorstellungen und Träumen zerrissenen Schlaf.

In den Wochen der Herbststürme verwandelten sich Haltung und Antlitz Heio Dreesens. Sein Kopf, welchen der Knabe noch frei und leicht getragen hatte, schien sich unter schmerzenden Schlägen zu ducken. Seine Lider schlossen sich zu schmalen, stechenden Spalten; und der Blick seines Auges, dessen lichtblauer Glanz erlosch, begann dem unsteten Ausdruck mißhandelter Tiere zu ähneln, welche sich kuschen und versteckt die Zähne entblößen. Der junge Mund verzog sich herb und wie von innerem Zwiespalt zerquält.

In diesen Wochen geschah es, daß sich das Schicksal Heio Dreesens erfüllte.

Seit Tagen wehte der Wind von Westen her. Wir Knaben sollten zurückfahren nach dem Festland, unsere Ferien waren vorüber, aber es konnte niemand die Insel verlassen. Das Meer gehorchte dem Gesetz der Gezeiten nicht; um ein geringes nur flauten die Ebben, und jede Flut rollte hoch über die Sommerdeiche hin. Am Morgen des 12. Oktober legte sich der Wind. Der Himmel lastete tagsüber grau und feucht. Die braundunklen Wolken, welche hinter dem Horizont hervorkrochen, schleppten sich schwer und tief über die See. Zur Nacht sprang der Sturm von neuem auf. Das Meer stürzte mit weißen Kronen auf die Insel zu. Soweit das Auge der Männer, welche auf dem Deiche wachten, blicken konnte, sah es nichts als die gleißenden, rollenden, züngelnden Wogen. Sie sprangen mit klatschenden Schlägen an der Böschung empor, überstürzten einander, und ihr Gischt sprühte in schaumigen Flocken über den Deich. Ein Brausen erfüllte die Luft; es war, als würde der ganze Luftraum zwischen der Erde und dem schweren Gewölk über die Insel hinweggerissen.

Heio lag, den Kopf in die Kissen gepreßt, in dem engen Schlafraum des väterlichen Hauses. Wie durch die Poren seines Leibes spürte er den Sturm und das nahe Meer, den Schrei der aufgestörten Vögel und das Brüllen des unruhigen, in den Ställen angeketteten Viehs. Lange wehrte er sich gegen sein Blut, ehe es ihn hinauszutreiben vermochte in die Nacht. Als er ins Freie trat, fegte der Sturm mit voller Kraft über ihn hin. Sandschauer trafen sein Gesicht. Heios Atem ging schwer; er keuchte, wankte und tastete suchend nach Händen, welche ihn halten könnten, daß er sich nicht verirre auf seinem Weg. Ihm war, als ob das Dunkel mit seinen Dämonen auf ihn eindränge und als müßte er ersticken unter der schweren Last, mit welcher die Nacht seine Brust umspannte. Erst auf dem Deich begann er freier zu atmen. Er sah, wie die Wellen sich über das Vorland wälzten, dunkler, gleißender, drohender noch als zuvor, wie sie gegen die Insel schäumten und sich festzubeißen suchten, ehe sie klatschend in das Meer zurückstürzten. Der Sturm sang und die See, und in der Brust Heio Dreesens hub ein brausendes Wider-Singen an: den alten Göttern fühlte er sich nah, spürte sich Leib an Leib den Elementen vereint und ihrer Gewalt. Mit den Händen griff er hinein in die Luft; er reckte sich auf, dem Meere zu befehlen, daß es die Insel überwoge und ihn selbst hineinrisse in seine brandende Flut. Dann, nachdem er lange hinausgestarrt hatte in die Nacht, glitt er, von plötzlichen, ihn mit zwingender Kraft überkommenden Vorstellungen gepackt, die Böschung hinunter, lugte über das dunkle Feld, um sich zu vergewissern, daß niemand ihn beobachtete, und schlich auf das nahe Gehöft des Inselvogtes zu, welches wenige Schritte vom Deich entfernt im Schutze hoher Silberpappeln stand. Der Hund heulte gegen den Sturm, als der Junge den Hof betrat; Heio umging ihn, tastete sich im Schatten des Hauses nach dem Scheunenraum, erbrach das Tor und entzündete mit der trübe schwelenden Flamme eines verrosteten Feuerzeugs das trockene Stroh.

Die Männer, welche auf dem Deich standen, bemerkten Minuten später einen roten Feuerschein. Sie standen einen Augenblick wie gelähmt, als trauten sie ihren Augen nicht; dann sprangen sie den Deich hinunter, um das bedrohte Gehöft zu schützen. Aber es war zu spät. Der Wind entfachte die rote Glut zu leuchtenden Fackeln, und ehe die Männer Leitern, Pumpen und Schläuche herbeigeschafft hatten, war das Feuer auf die Ställe und Wohnräume übergesprungen. Unheimlich loderten die Flammen in der dunklen Nacht. Das trockene Knistern des Gebälkes übersprühte das blasende Pfeifen des Sturms, das gurgelnde Rauschen des Meeres. Die Männer mühten sich, das Gut des Vogtes zu retten. Sie trugen in der sengenden Glut, unter brennenden, stürzenden Balken den Hausrat ins Freie, die Betten, die Möbel und Truhen, und lösten das Vieh von den Ketten, welches wie irr in die Felder jagte, wendete und in das Feuer zurückzustürzen suchte. Gehöft und Ernte waren verloren. Die Gebäude brannten aus, die Flammen fraßen sich satt, und erst als im Osten der Morgen stieg, die Luft still geworden war und das Meer gelassener gegen die Insel wogte, sanken die Flammen in sich zusammen und glühte nur noch

die Asche unter dem verkohlten Gebälk Am Vormittag des gleichen Tages fanden die Inselbauern Heio Dreesen hinter einem Holunderbusch am Deich liegen

Er lag, den Kopf in das feuchte Gras geschmiegt, wie schlafend. Als die Männer ihn anriefen, erhob er sich und folgte ihnen wortlos. Sie führten ihn vor den Landjäger; Heio leugnete nicht, wußte nicht anzugeben, warum er die Scheune in Brand gesteckt hatte, und nichts zu seiner Verteidigung zu sagen. Wenige Wochen später wurde er vor das Jugendgericht gestellt, welches ihn wegen Brandstiftung verurteilte und dem Jugendgefängnis überwies. Ich habe nie erfahren, was danach mit Heio Dreesen geschehen ist. Ich fürchte, daß er es nicht ertragen hat, seiner Freiheit beraubt zu sein, und daß er — sollte er noch leben — böse geworden sein wird und ein unglücklicher, seinen Leidenschaften unterlegener Mensch.

Wir aber, die wir ein solches dunkles Erbe der Ahnen nicht in uns tragen, wollen den Stab nicht brechen über ihn Irgendwie betrifft sein Schicksal uns alle Was wir unser „Selbst" nennen, stellt nur einen tagbegrenzten Ausschnitt unseres Wesens dar; und jedem von uns kann es geschehen, daß jenseits der Grenze seines Bewußtseins eine Kraft in ihm aufbricht, welche ihn treibt zu einem bösen, seinem Herzen unbegreiflichen Tun. Und es ist wohl niemand unter uns, der sagen könnte, daß er gegen solche Versuchung gefeit sei, daß er in allen Nöten seines Lebens gehandelt habe wie ein ungeschriebenes Recht es befahl und daß er geworden sei wie der vor den Stürmen des Meeres geschützte Baum, welcher aufrecht wächst und Kronen treibt nach einem in ihm waltenden, unbeugsamen Gesetz. Wir wollen auch ein Volk nicht schmähen, welches solche Söhne gebar. Denn wer vermag ganz zu ermessen, unter welchem Leid die Seele manchen friesischen Geschlechtes zerbrach. Das Volk blieb seiner Bestimmung treu. Noch heute ringt der Friese mit dem Meer; seine Deiche ragen wie trotzende Mauern gegen die See, die fruchtbare Erde zu schützen und die Wahrheit des jahrhundertealten Spruches zu bewähren, daß der Friese die Küsten schuf und Gott das Meer.

Hafen nachts

In hellen Häusern stehen Fenster riesengroß
und blicken auf den Strom, der seine Flut
an Kai und Stadt und dunklem Hafendock
vorübertreibt. Die Brücke, die den Fluß
in breiten Wölbungen gewaltig überkreuzt,
bricht zu den Wolken auf und hebt sich hart
gegen den Abendhimmel und die nahe Stadt.

Die Schiffe gleiten lautlos durch die Nacht,
und ihre Lichtsignale leuchten auf:
farbig bewegt, auf endlos fernem Grund.
Es steigt die Flut; und träge rollt der Fluß
und spiegelt kühl den Himmel in sich ab,
der Strom und Stadt und Hafen überwölbt.

Kurt Kuberzig

Der Morgen

Die dunkle Nacht hat ihn geboren,
sie schenkte ihren letzten Stern,
und in den jungen Glanz verloren,
verhellt sie kühl, verweht sie fern.

Der Morgen naht mit leisem Schritte,
daß er nicht Baum noch Blume scheucht,
er trägt in seines Glanzes Mitte
den Tau, den Tag, des Sterns Geleucht.

Die Erde gleißt zu seinen Füßen,
sie reißt das frühe Licht ins Grün;
es flammt der Berg, den Gott zu grüßen,
des Vogels Flug umschwebt ihn kühn.

Sein Atem weht. Die Wasser beben,
kühl wellt des nahen Flusses Lauf.
Aus kühlen Quellen bricht das Leben
und aus dem Grund der Erde auf.

Die Herden wandern, Wälder glühen,
Licht sprüht, wo braun der Nebel lag,
und in dem vollen Strahl des frühen
Gestirns empfängt dein Herz den Tag.

Kurt Kuberzig

Deutsche Kultureinflüsse in Warschau

Von Ilse Stöbe

Man muß weit in die Geschichte zurückgreifen, wenn man den Beginn des deutschen Kultureinflusses in Warschau feststellen will. Lange Zeit, bevor Warschau zum erstenmal, im Jahre 1224, urkundlich genannt wurde, gab es eine deutsche Einwanderung nach Polen. Sie geschah noch nicht systematisch und beschränkte sich auf einzelne Gruppen. Teils waren es Mönche und Geistliche, die seit dem Übertritt des berühmten Piastenherzogs Mieszko zum Christentum in das Land kamen, teils Ritter und Hofleute, die deutsche Fürstentöchter an die Höfe ihrer polnischen Gatten begleiteten. Erst im 12. Jahrhundert entwickelte sich jene Regelmäßigkeit der deutschen Einwanderung in den europäischen Osten, die bis in das 19. Jahrhundert hinein den Strom der Zuwanderer nicht versiegen ließ. Der Höhepunkt der deutschen Einwanderung aber lag vor allem im 13. Jahrhundert, dem Zeitalter der deutschen Städtegründungen im Osten. In diese Zeit fällt die Geburt zahlreicher Städte in Sachsen, Brandenburg, Pommern, Böhmen, Mähren, Ungarn (Zips und Siebenbürgen), Schlesien und Polen. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Stadt Warschau.

Bis zum Jahre 1207 gab es an der Weichsel nur ein Dörfchen, das den Namen Warszawa führte. Zu diesem Zeitpunkt begann Herzog Konrad, der eben die Regierung von Masowien übernommen hatte, deutsche Einwanderer zum Ausbau seines Landes heranzuziehen. Neben dem Dörfchen Warszawa entstand bald eine städtische Siedlung, deren Kern das charakteristischeste Merkmal der damaligen deutschen Stadtanlage bildete: ein großer viereckiger Markt, an dessen Seitenfluchten sich die Zugangsstraßen anschlossen. Die Häuser, die den Markt umsäumten, erhielten eine sehr schmale Front. Der Sinn dieser Raumverteilung war, möglichst vielen Bürgern einen Sitz im Zentrum der Stadt zu verschaffen. Bekanntlich hat sich der Alte Markt bis heute erhalten und bildet eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt Warschau. Zwar sind die Kennzeichen deutschen Bauens, das zu der damaligen Zeit vom Ordensland stark beeinflußt wurde, nur noch auf alten Stadtansichten zu finden, so die hohen Dächer, die auf Backsteinbauten weisenden Giebel und die Türme mit den steil ansteigenden Helmen. Dagegen weisen Türbeschläge, Klopfer, schmiedeeiserne und Tischlerarbeiten auf jene deutsche Handwerkskunst hin, die einstmals aus dem jungen Warschau einen Mittelpunkt des Gewerbes werden ließ. Ebenso zeigt das Fukierhaus für jenen tüchtigen Kaufmannsgeist, der aus Warschau einen Mittelpunkt des Handels machte. Die heutigen polnischen Fukier sind die Nachkommen einer im Anfang des 16. Jahrhunderts aus Nürnberg eingewanderten Fuggerschen Linie. Das reiche Augsburger Handelshaus unterhielt mit Polen und seinen Königen rege Handelsbeziehungen, wofür Schuldscheine zeugen, die von den Königen Sigismund I. und Sigismund August auf die Namen Jakob Fuker und Anton Fugger ausgestellt sind. Die Handelsbeziehungen Warschaus beschränkten sich jedoch nicht auf Augsburg allein, mindestens so eng waren sie mit Nürnberg und der Hanse, die in Warschau ständige Vertreter unterhielten.

Das deutsche Bürgertum wurde sehr schnell wohlhabend und zu einer wirtschaftlichen Macht. Einige Patrizier be-



Warschau: Altstadt — Markt

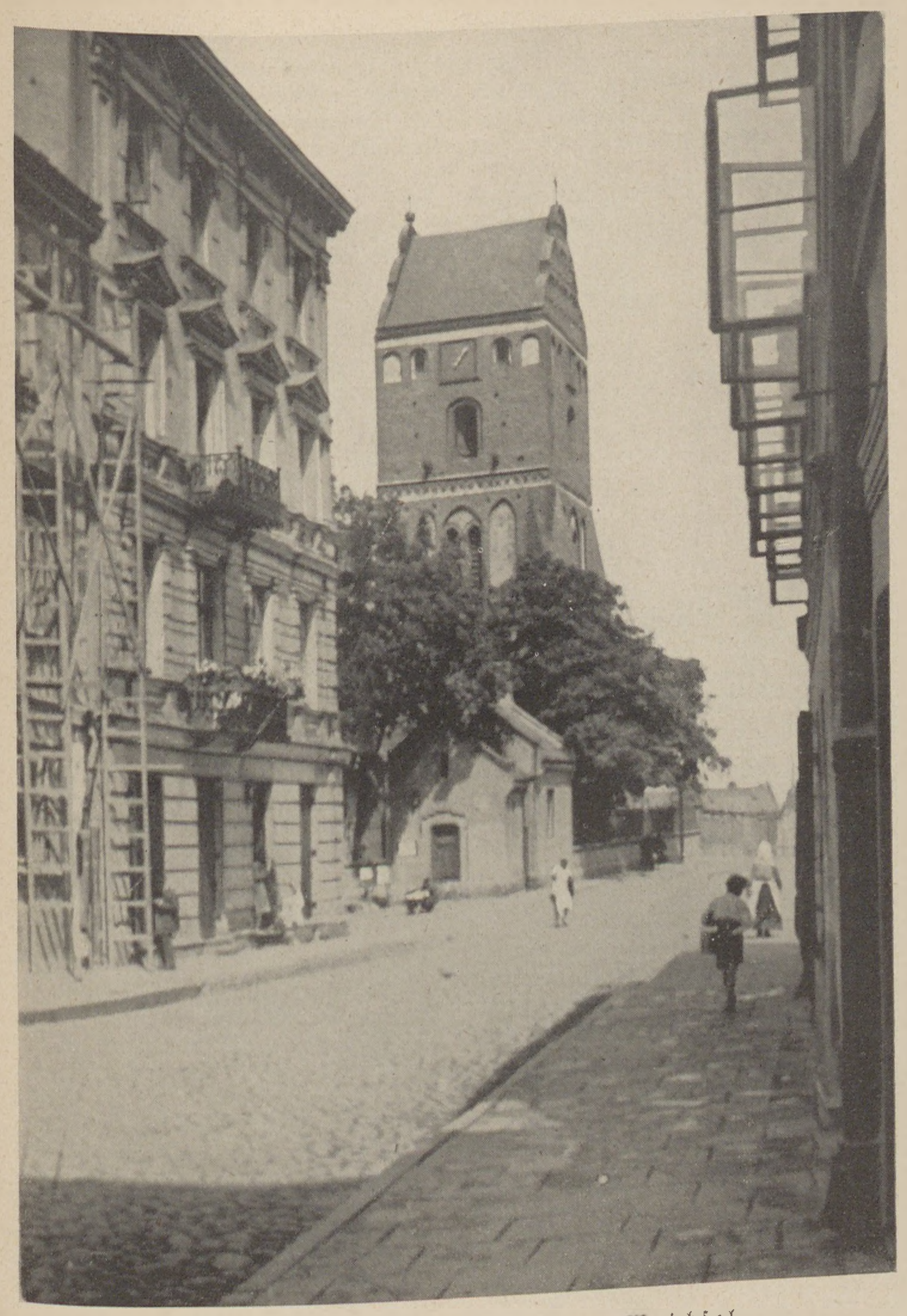
saßen große Besitzungen vor der Stadt, die reichsten Bürger mußten oftmals die finanzschwachen Herzöge mit Anleihen stützen, die vornehmsten wurden in den Adelsstand erhoben. Die Stadt hatte nach ihrer Gründung deutsches Recht erhalten;

nun nahmen deutsche Bürger die entscheidenden Stellungen im Stadtrat und in der Verwaltung ein. Urkunden und Protokolle aus jener Zeit zeigen, daß die Verhandlungen im Rat in deutscher Sprache geführt wurden. Das geschah noch zu einer Zeit, als neben der „Altstadt“ bereits eine „Neustadt“ entstanden war, die zwar auch deutsches Stadtrecht besaß, in der jedoch die polnische Sprache galt.

Das 16. und 17. Jahrhundert brachten die stete Aufwärtsentwicklung des deutschen Bürgertums. Von allen Seiten setzte ein Feldzug gegen das Deutschtum ein, der — in seinem Zusammenspiel — nicht einmal die antideutsche Parole notwendig hatte. Sie ergab sich von selbst. Der Angriff geschah von seiten der von deutschen Meistern ausgebildeten polnischen Handwerksgesellen gegen die Zünfte — und daher gegen die Deutschen — und führte zur Auflösung der Innungen. Von seiten des Adels zielte er gegen das wegen seiner gewerblichen Tätigkeit verachtete, aber wirtschaftlich dem Adel überlegene Bürgertum — daher wiederum gegen die Deutschen — und hatte die Begrenzung der politischen Rechte der Städte und die Einengung ihrer Selbstverwaltung zur Folge. Schließlich fand sich, nicht als der unwirksamste Partner, die Geistlichkeit ein, die ihren Kampf gegen die Lutheraner und Reformierten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vortrug und damit wieder die Deutschen traf. Dem Einfluß des Klerus ist es zuzuschreiben, daß die Reformierten in Polen als Dissidenten galten — wie übrigens auch die Griechisch-Orthodoxen —, die weder das Recht zum Erwerb von Grundstücken noch zur Ansiedlung erhielten.

Nur Warschau, das, nach der Vereinigung Masowiens mit der polnischen Krone, ein beliebter Aufenthaltsort der Könige geworden war, bildete in diesem Feldzug eine Ausnahme. Das hatte verschiedene Gründe. Einmal war der polnische König Sigismund III. Wasa, der eine Habsburgerin zur Frau hatte, ein Anhänger der deutschen Sprache und Sitten. So war die Erzieherin seiner Kinder eine Deutsche, sein Leibarzt, Dr. Katerle, und der Beichtvater der Königin, Paul Giß, waren ebenfalls Deutsche. Auch die erste Münze wurde von einem Deutschen eröffnet. Zum zweiten fiel gerade in diese Zeit, 1623, die Gründung der „Brüderschaft des Heiligen Bennoni“. Der deutsche Jesuitenpater Georg Leyer hatte eine Anzahl Warschauer Bürger zusammengerufen und diese Gründung vorgeschlagen. Sie sollte sich mit Wohltätigkeit befassen sowie Armen-, Kranken-, Waisenhäuser und deutsche Schulen errichten. So wurden in diesem Fall die Jesuiten, die fanatischsten Gegner der Reformation, zu Vorkämpfern des Deutschtums. Sie gingen sogar so weit, neu zugewanderten deutschen lutherischen Waffenschmieden ein Grundstück zur Ansiedlung und zur Anlage eines Friedhofes zu überlassen. In den Satzungen der Brüderschaft fanden sich folgende Anmerkungen: „Warumb soll ein Teutscher nicht teutsch schreiben, so daß es ein jedweder Teutscher verstehen kann? Ja, es ist höchst notwendig, daß alle Sachen in teutscher Sprache beschrieben werden.“ Gemäß diesem Vorsatz predigten die Jesuiten sowohl im Schloß wie in ihren zwei neuen Kirchen in deutscher Sprache. Außerdem bildeten sie deutsche Chorknaben aus, die sonn- und feiertags vor den Häusern der Honoratioren der Stadt deutsche Lieder sangen.

Die Pest der Jahre 1624 und 1625 sowie die Verluste, die Polen und seine Hauptstadt in den Jahren der schwedischen Kriege (1655—1660) erlitten, ließen von der Einwohnerschaft Warschaus nur ein Zehntel übrig. Auch das Deutschtum war stark betroffen worden. Von den Mitgliedern der Bennoni-Bruderschaft beispielsweise blieben nur 36 am Leben. Ihren Vorstehern, den deutschen Pröpsten Rohn und Ewart, gelang es, unter Mithilfe einiger vermögender Mitglieder ein neues Hospital aufzubauen und die Schule wieder ins Leben zu rufen. Wenn es der Brüderschaft auch nicht mehr gelang, ihre frühere Bedeutung für das geistige Leben und den Zusammenhalt der deutschen Bürger zu erreichen, so war doch ihre Existenz ein Zeugnis für die Lebensfähigkeit des Deutschtums. Im Jahre 1675 war ihr Vorsteher der Kommandant von Warschau, der Deutsche Hennig, im Jahre



Warschau: Marienkirche an der Weichsel

1686 der Bürgermeister von Warschau Czauver. Einer ihrer berühmtesten Vorsteher war Franz Witthoff, der achtmal Vogt und einmal Präsident der Altstadt war. Einer aus dem Jahre 1688 stammenden Urkunde zufolge gab es zu dieser Zeit

an der Wiege des deutschen Kultureinflusses in Warschau, am Alten Markt, noch deutsche Hausbesitzer. Zu ihnen gehörte das alte Bürgergeschlecht Witthoff, der königliche Sekretär Günther, der Hofbarbier Zucht, der Weinhändler Richard und die Bürger Balzer und Busser. Im bürgerlichen Patriziertum überwogen die deutschen Namen, neben ihnen fanden sich italienische, schottische, holländische, dagegen nur sehr wenige polnische Namen. Unter 56 Mitgliedern der Kaufmannsgilde der Warschauer Altstadt waren 20 Deutsche. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeichneten sich einige Männer besonders deutlich von der großen Menge der deutschen Handwerker ab. Es sind dies Peter Ehlert, der die erste Druckerei einrichtete und der wenige Jahre danach zum Hoftypographen und Hofbuchhändler ernannt wurde, ferner Karl Ferdinand Schreiber, der als zweiter Deutscher eine Druckerei besaß. Außer ihnen ist Georg Foerster zu nennen, dem die einzige große Buchhandlung gehörte, und schließlich Daniel Thieme, der das Standbild König Sigismund III. gegossen hat. Noch immer war der Gebrauch der deutschen Sprache üblich. So wurde beispielsweise die Abdankungsurkunde des Königs Johann Kasimir auch in deutscher Sprache gedruckt!

Neben König Sigismund und der deutschen Jesuiten-Brüderschaft waren es vor allem der reformierte polnische Graf Boguslaus Radziwill und der polnische Großkanzler Leszczynski, die das Warschauer Deutschtum vor schwereren Schlägen bewahrten. Graf Radziwill stellte den deutschen Lutheranern, die ständig Zuwachs durch den Zuzug von Handwerkern und Kaufleuten erhielten, eine in seinem Besitz befindliche reformierte Kirche zur Abhaltung von Gottesdiensten zur Verfügung. Diese Kirche stand in Wengrow, einer kleinen Stadt, die von Warschau 70 Kilometer entfernt war. Der erste Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Warschau war der sächsische Theologe Jonas Columbus. Jahre hindurch war Wengrow der einzige Ort, an dem die deutschen Evangelischen ihre Gottesdienste abhalten konnten. Ab 1664 richtete der Gesandte des Großen Kurfürsten in seinem Warschauer Hause lutherische und reformierte Gottesdienste ein. Dank diesen Umständen hat Warschau von den schweren Kämpfen, die in Polen gegen die Reformation tobten, von den vielen Kirchenzerstörungen im Lande, den unzähligen Verwüstungen im Besitz von Evangelischen befindlicher Häuser und den grausamen Gerichtsurteilen nur wenig gespürt. Die Gottesdienste in Wengrow und im Hause des preußischen Gesandten wurden unverändert fortgesetzt. Einmal allerdings machte der Posener Bischof Anstalten, sie zu verbieten und die Teilnehmer vor ein Tribunal zu stellen. Dieser Versuch scheiterte jedoch. Der preußische König ließ nämlich, von seinem Gesandten in Warschau informiert, dem Posener Bischof erklären, daß er als Antwort auf ein Verbot der evangelischen Gottesdienste in Warschau, die Jesuiten aus Danzig, Tilsit und Königsberg vertreiben lassen würde. Während der Regierungszeit August III. wurden die evangelischen Deutschen weniger behindert, was vor allem auf die Einflußnahme des Petersburger Hofes zurückzuführen war, der, um die Religionsfreiheit für die griechisch-orthodoxe Bevölkerung zu erlangen, sich auch der zweiten in Polen geächteten Religion annahm. In den Jahren 1700 bis 1750 zeigte die deutsch-lutherische Gemeinde ein erfreuliches Wachstum, und in der Liste der Gemeindeältesten nur deutsche Namen. Die nächste Zukunft brachte der Gemeinde weitere Freiheiten, die schließlich zum Bau einer stattlichen Kirche führten. Im Jahre 1778 wurde im Beisein der Gesandten der protestantischen Mächte der Grundstein gelegt. Architekt des Baues war der Sachse Simon Gottlieb Zug; die Mittel zum Bau kamen zu einem großen Teil von dem deutschen Bankier Tepper, dessen Name in der Geschichte der deutsch-lutherischen Gemeinde in Warschau verschiedentlich zu finden ist.

Das 17. Jahrhundert, das unter dem Zeichen der Schwedenkönige, dem Sieg der katholischen Richtung in Polen, dem Rückgang der Städte und dem Verlust ihrer Einflußnahme auf die Staatsgeschäfte stand, gab dem Warschauer Deutschtum keinerlei Gelegenheit, sich im geistigen Leben auszuzeichnen oder etwa



Warschau: Sigismundsäule und Kgl. Schloß

auf einem Gebiet der Kunst tonangebend zu sein. Es war das Jahrhundert, in dem der polnische Katholizismus den Sieg über die Reformation errang und mit ihm die Keime zu jener Vormachtstellung legte, die er in späterer Zeit im

europäischen Osten errang. Dennoch fehlte in diesen Jahrzehnten völlig jede Äußerung selbständigen schöpferischen polnischen Lebens. Das polnische Bürgertum steckte selbst noch zu sehr in der Entwicklung, um bereits produktive Kräfte hervorbringen zu können. Der Adel wiederum beschränkte sich darauf, seine Fähigkeiten in politischen Händeln zu betätigen. Vorherrschend war der Einfluß der italienischen Kunst, vor allem auf dem Gebiete der Architektur.

Das 18. Jahrhundert brachte, gerade in diesem Abschnitt, eine entscheidende Wendung. Doch ist es interessant festzustellen, daß sich auch in der fruchtbaren Bauperiode der Sachsenkönige der Einfluß der italienischen Kunstrichtung in einem Sektor der Baukunst ungebrochen hielt: im Kirchenbau. Zwar waren die Sachsenkönige bei ihrem Regierungsantritt in Polen zum Katholizismus übergetreten, zwar fiel in die Zeit Augusts II. die ärgste Dissidentenverfolgung — der Geistlichkeit blieben trotz allem die Sachsenkönige wegen ihrer deutschen Herkunft des Sympatisierens mit den evangelischen Warschauer Deutschen verdächtig. Soweit sie den Kirchenbau initiierte, beschäftigte sie keinen der berühmten sächsischen Baumeister. Soweit sich die Könige für den Kirchenbau interessierten, verwandten sie zwar auch deutsche Baumeister, doch blieb deren Einfluß gering.

Nimmt man den Kirchenbau und die einzelnen ausländischen Künstler aus, die August II. und August III. an ihren Hof zogen, so kann man sagen, daß unter den Sachsenkönigen die deutsche Baukunst dominierte. Ihren Einfluß allein an dem heute noch Bestehenden zu ermessen, ist unmöglich. Zwei Jahrhunderte haben viel von den Schöpfungen dieser Zeit vernichtet oder zumindest umgestaltet. Nur alten Baukostenvoranschlägen, Rechnungen, die aus Polen stammen, den Namenslisten der Architekten und Baumeister, die ihren Königen von Dresden nach Warschau gefolgt waren, und schließlich der Fülle von Bauplänen, die in den Dresdener Staatsarchiven lagern, ist zu entnehmen, welche Entfaltung die Baukunst unter den beiden Sachsenkönigen fand.

Die Neubauten, die unzähligen Um- und Anbauten, selbst nur der noch erhaltenen, im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen. Lediglich drei Anlagen sollen genannt werden, vor allem deswegen, weil sie im neuzeitlichen Warschau eine besondere Bedeutung erlangt haben. Es ist dies zunächst der Ehrenhof des Sächsischen Palais', der heute den wundervoll weiten Pilsudskiplatz bildet, es ist ferner der Garten des sächsischen Königsschlosses, der heute den Sächsischen Park, die einzige Grün-Anlage der Innenstadt darstellt, und es ist dies schließlich der von August dem Starken angelegte Passionsweg — die heutige Aleja Ujazdowski —, die schönste und vornehmste Straße der Hauptstadt.

Von den Architekten und Baumeistern der sächsischen Könige stammte keiner aus dem Warschauer Deutschtum. In der Regel blieben die Künstler nur einige Jahre, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Aus der Zeit August II. und August III. sind unvergessen die Namen von Mathäus Daniel Pöppelmann, Karl Friedrich Pöppelmann, Johann Christoph Knöffel, Joachim Daniel Jauch, Johann Gottlieb Knöbel.

Aber auch das Warschauer Deutschtum begann sich dank seiner soliden Struktur, und im Gegensatz zu seiner Umgebung, wieder zu erholen. Warschau, das mit Leipzig und Dresden eng verbunden war, spürte bald die Unternehmungslust, die aus Sachsen herüberwehte. Leipzig wurde mit Beginn des 18. Jahrhunderts ein Markt von europäischer Bedeutung. Die ersten Industrien entwickelten sich, so die Glas-, Porzellan-, Spitzen- und Textilindustrie, deren Stammhäuser zum Teil in Warschau Niederlassungen unterhielten. Der Handel von Polen nach Leipzig nahm lebhaft zu. Die Straßen mußten ausgebaut, wegweisende Postsäulen errichtet werden, und schließlich wurde die Herausgabe eines Reisehandbuches notwendig, das weniger Vergnügungs- als Handelsreisende über die besten Verbindungen beriet. Den neuen Umständen Rechnung tragend, eröffnete ein Deutscher, Meierhofer, das erste Kaffeehaus in Warschau. Andere richteten Gasthäuser ein, die für Sauberkeit und Bequemlichkeit sorgten. Unter ihnen schätzten die

Reisenden der damaligen Zeit besonders das Gasthaus „Zum teutschen Seiler" und das Gasthaus „Zum teutschen Sattler". Wer weniger Vertrauen in die Zukunft der Fremdenindustrie hatte, legte sein Geld in anderen Unternehmungen an, wie der Deutsche Dangel, der eine große Wagenfabrik errichtete, die bald den Ruf genoß, ebenso schöne Wagen wie die Wagenbauer von Paris und London herzustellen, oder der Deutsche Schulze, der eine große Bauunternehmung schuf.

Das 18. Jahrhundert war auch das Jahrhundert der Zeitungsgründungen. Außer der „Warschauer Zeitung", die 1757 zum ersten Male erscheint, entstanden sechs andere deutsche Wochen- und Monatsschriften. Die Deutschen, die sich im vergangenen Jahrhundert als Publizisten betätigt hatten, waren noch reine Handwerker, die nur den Druck und den Verkauf der Bücher beherrschten. Bei den Deutschen des 18. Jahrhunderts dagegen handelt es sich um die ersten geistigen Arbeiter, Verleger und Publizisten, die ihre Fähigkeiten sofort in den Dienst der Verbreitung polnischen Schrifttums stellten.

Der bekannteste und für die spätere polnische Publizistik bedeutungsvollste ist der Sachse Mitzler von Kolof. Er kam als Erzieher der Söhne des Großkanzlers Malchowski nach Warschau. Nach Beendigung seiner Tätigkeit als Hauslehrer ließ er sich in Warschau nieder und gab, im Jahre 1749, eine deutsche Zeitschrift heraus. Dieser Zeitschrift ließ er, um auch das polnische Publikum erfassen zu können, einige Jahre später eine polnische Zeitschrift folgen. Es war die erste polnische Zeitschrift, die literarische und wissenschaftliche Fragen behandelte. Mitzler von Kolof besaß im weiteren Verlauf seiner Tätigkeit auch eine Druckerei und einen Verlag, dem nicht wenige polnische Autoren ihre Erstdrucke verdanken.

Um die gleiche Zeit gab es in Warschau noch einen zweiten Verleger, den vielseitigen Michael Gröll. Gröll war 1759 als Buchhändler aus Dresden nach Warschau gekommen. In dieser Berufskategorie fand er bereits zwei Kollegen vor, die Buchhändler Nicolai und Pfaff. Gröll machte sich besonders um die Verbesserung des Drucks verdient. Nebenher war Gröll Auktionator, Schriftsteller und Verleger. Er verlegte neben Übersetzungen und deutschen Arbeiten, gleich Mitzler von Kolof, auch Werke polnischer Autoren. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn König Stanislaus August zum Rat.

Eine Unmenge von Gründungen wissenschaftlicher Gesellschaften, an denen die Deutschen führenden Anteil hatten, fiel gleichfalls in diese Zeit.

Die Vielzahl der deutschen Namen, die von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ab bis in die letzten Jahre des selbständigen polnischen Staates hinein im Vordergrund des wirtschaftlichen und geistigen Lebens standen, wies deutlich darauf hin, daß die kulturelle Aufgabe des Deutschtums in Polen noch nicht abgeschlossen war. Als abgeschlossen konnte höchstens jene Epoche gelten, in der sich das Warschauer Deutschtum ausschließlich auf die Betätigung im Handel und Gewerbe beschränkte. In diesem Jahrhundert war endlich der Durchbruch zu den intellektuellen und künstlerischen Berufen erfolgt. Von nun an entwickelte sich der deutsche Einfluß hauptsächlich in diesen Sphären. Es gab im 19. Jahrhundert keinen Zweig der Wissenschaft und kein Gebiet der Kunst, in dem nicht Deutsche maßgeblich arbeiteten oder Anteil nahmen. Hinzu kam, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen jene Blüte erlebten, die Studierende der ganzen Welt, und faßt die gesamte polnische Geisteswelt anzog.

Noch von zwei Deutschen, die in Warschau wirkten, die beide erst als Erwachsene die polnische Sprache erlernten, soll die Rede sein, von dem Thorner Samuel Gottlieb Linde, dem Sprachforscher, und dem Schlesier Josef Xaver Elsner, dem Komponisten und Musikpädagogen.

Linde kam nach Warschau als Bibliothekar des Grafen Ossolinski. Neben seiner beruflichen Tätigkeit arbeitete er an der Herausgabe eines Wörterbuches, das den gesamten polnischen Sprachschatz umfassen und die Entwicklung der Sprache verfolgen sollte. Von 1807 bis 1814 erschienen die einzelnen Bände des Werkes, das europäische Bedeutung errang. Die

wissenschaftlichen Institute Deutschlands und Frankreichs nahmen Linde in die Liste ihrer Ehrenmitglieder auf, die Polen überreichten ihm eine goldene Medaille, die die Inschrift trug: „Za słownik języka polskiego Ziomkowie 1816". Außerdem wurde aus Anlaß seiner fünfzigjährigen Tätigkeit im Ministerium für Volksaufklärung eine Denkmünze herausgegeben. Sie zeigte auf der einen Seite Lindes Kopf, auf der anderen folgende Inschrift: „Dem in der slawischen Literatur berühmtesten Mann, seinem durch Verdienste ausgezeichneten ehrwürdigen Mitglied, dem Doktor der Philosophie, dem ein fünfzigjähriges Amtsjubiläum Feiernden — widmet als Ehrengabe die dem Warschauer Lehrbezirk für die öffentliche Aufklärung vorgesetzte Obrigkeit. Den 10. Februar des Jahres 1842".

Elsner wiederum, der Sohn eines deutschen Instrumentenbauers war in Warschau fünfzig Jahre lang in verschiedenen führenden Stellungen tätig. Im Jahre 1779 wurde die Warschauer Oper gegründet, die Elsner zehn Jahre hindurch als Direktor leitete. An einer Musikschule, die er selbst unterhielt gab er Gesangsunterricht, schließlich arbeitete er ab 1821 als Professor an dem von ihm gegründeten Warschauer Konservatorium. Moniuszko und Chopin, die bekanntesten Vertreter der polnischen Musik, waren seine Schüler. Beide schätzten ihn sehr und hielten auch dann noch mit Elsner Kontakt, als — wie im Falle Chopin — tausende von Kilometern zwischen ihnen lagen. Die polnische Musikforschung bezeichnet Elsner als den geistigen Vater einer ganzen Geschlechterreihe von Komponisten, die über ihn und die von ihm geleitete Oper ihre Musik in den Hörerkreis Europas einführten. Auch für Elsner wurde eine Gedenkmünze geprägt, die sein für die nationale polnische Musik so bedeutungsvolles Schaffen würdigen sollte.

Zusammenfassend kann man sagen, daß sich der deutsche Einfluß auf Warschau in drei Epochen gliedert. Die erste Epoche besteht etwa aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert. Während dieser Zeit legte das Deutschtum den Grundstein zum Bau der Stadt Warschau. Es zog Warschau in das Netz der großen Handelswege und verpflanzte die heimatlichen handwerklichen Künste. Die deutschen Meister schulten polnische Gesellen und bildeten so einen einheimischen Nachwuchs heran. Das 15. Jahrhundert stellt zugleich den Höhepunkt des deutschen Kultureinflusses in dieser Epoche dar, zumal es den Deutschen in dieser Zeit gelang, auf Grund ihrer Leistungen weitgehende politische Rechte zu erhalten.

Die zweite Etappe, das 16. und 17. Jahrhundert, ist bereits eine Epoche des Niederganges, obwohl es den Deutschen gelang, ihre wirtschaftlichen Positionen zu halten. Eine engherzige Kirchenpolitik und die Machtlüsternheit des Adels beschränken die Rechte der Deutschen und verhindern sie daran, die stürmische Entwicklung der vorangegangenen Jahrhunderte fortzusetzen. Das bedeutete aber nicht, daß sich der deutsche Einfluß verlor. Für seine Erhaltung sorgte schon der ständige Nachzug von Deutschen.

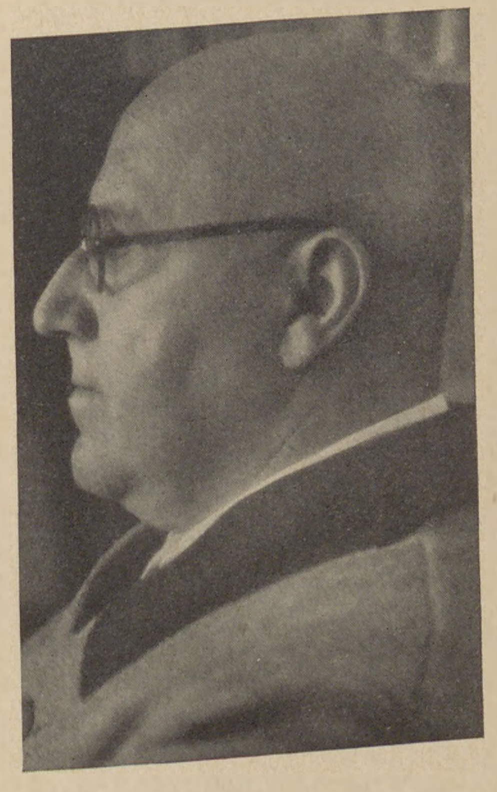
In der dritten Etappe, die das 18. und 19. Jahrhundert umfaßt, setzte mit neuer Kraft eine freilich andersartige deutsche Einflußnahme ein. Ihr Schwergewicht lag auf geistigem, nicht mehr auf wirtschaftlichem Gebiet. Baudenkmäler, Zeitungen, wissenschaftliche Arbeiten waren die Stationen, die der deutsche kulturelle Einfluß nun durchlief. Seine Leistungen wurden schließlich so vielfältig und vermählten sich nunmehr so häufig mit den Leistungen des polnischen Bürgertums, daß es nahezu unmöglich wurde, der Arbeit des einzelnen zu folgen.

Erst eine spätere Forschung wird den Anteil deutschen Kulturgutes am Warschau der neuesten Zeit vollkommen überblicken können. Während der sieben Jahrhunderte jedenfalls, die unsere Generation übersehen kann, hat der deutsche Kultureinfluß auf die Geschichte Warschaus entscheidend eingewirkt.

Grenzhüter im Ostland

Zum 50. Geburtstag des schlesischen Dichters Hans Christoph Kaergel

„Wer immer nur von schlesischer Dichtung im Reich sprechen mag, hat seit langem schon die festgeprägte Grundmeinung bereit, daß sich darin die „schlesische Seele" widerspiegelt. Die „schlesische Seele" aber kennt jeder in Deutschland. Es ist genug davon gesprochen worden, daß der Schlesier ein deutscher Mystiker ist, der sich auf seine besondere Art den Sinn des Lebens in der Gemeinschaft mit seinem Gott deutet. In den schönsten und ehrenvollsten Worten wird uns Schlesiern dies zugesprochen. In wahrhafter Ehrfurcht sprechen alle von unseren unwandelbaren Gottsuchern, von Jakob Böhme und Angelus Silesius an bis in die Neuzeit zu Hermann Stehr hin. Man ist auch ehrlich genug, unsere Sonderheit anzuerkennen, und hat bei den Menschen, die sich um alle Geistesdinge in Deutschland kümmern, auch den Begriff der „schlesischen Mystik" geprägt. Damit soll man deutlich erkennen, daß diese Versenkung in das Leben Gottes ihre besondere Eigenart darin zeigt, daß der Schlesier auf Grund seiner stammlichen Herkunft noch versonnener ist als der Mystiker des deutschen Westens und Südens ... Früher sagte man von einem Dichter, der in der Sprache seiner Heimat dachte, schrieb und dichtete, er sei ein „Heimatsänger" oder ein „Heimatdichter". Damit stellte man ihn abseits. Denn unter einem Dichter verstand die Zeit, in die wir hineingeboren wurden, nur solche Propheten, die an eine Weltidee, an einen Menschheitstraum glaubten, die nur Probleme der alles umfassenden Menschenliebe zu lösen sich anmaßten. Heute wissen wir, daß es keinen deutschen Dichter, keinen Dichter des Volkes mehr geben kann, der nicht zu gleicher Zeit Dichter der Heimat ist. Denn wir wissen, was „Volk" ist. Das ist nicht ein Millionenheer von Menschen mit einer



gleichen Schriftsprache, einer gleichen politischen Anschauung, sondern ein Millionenvolk von Menschen mit verschiedenen Klängen in der gleichen Sprache, mit verschiedenen Liedern eines gleichen Urtons, aber mit einem einzigen gleichen Schicksal — das ist das deutsche Volk!"

Mit diesen Worten, die dem soeben in Breslau erschienenen Werk „Schlesische Dichtung der Gegenwart" (Wilh.-Gottl.-Korn-Verlag, Breslau) entnommen sind, bezeichnet der Schlesier Kaergel die Stellung, die der Dichter unserer Zeit im Verhältnis zu Heimat und Reich einnehmen muß. Heimat, Reich und Grenze — das sind die drei Grundtöne des Akkords, der durch das gesamte Lebenswerk

des nunmehr Fünfzigjährigen schwingt. Er selbst hat in dieser Zeitschrift [1]) die schlesischen Dichter „Grenzhüter der deutschen Kultur" genannt. In diesem Aufsatz zog er die große Linie von Martin Opitz, Friedrich von Logau und Angelus Silesius, Eichendorff und Gustav Freytag über die Brüder Hauptmann und Hermann Stehr bis hinein in die Gegenwart zu den Jungen, die, dem Erbe dieser ihrer geistigen Ahnen verpflichtet, an der Südostecke des Reiches ihre Aufgabe erkannt haben, „Wächter zu sein und Hüter für die ewige deutsche Seele". Nur einen hat er in dieser Reihe nicht genannt, der die Bewährung an dieser Aufgabe durch sein Lebenswerk bereits bewiesen hat und als Vorbild und Betreuer darüber wacht, daß die Jungen dem Grenzhüter-Erbe treu bleiben: sich selbst. Jenseits des Ozeans hatte er „die deutsche Heimat als ewiges Wunder erlebt", das er in seinem Roman „Einer unter Millionen" gestaltete. Treue zur Heimat und zum Blut der Ahnen, das ist auch das Motiv seines in ganz Deutschland immer wieder aufgeführten Schauspiels „Andreas Hollmann" und seines prächtigen Volksstückes vom Pfarrer Hockewanzel. In allen seinen Werken und so auch in seinen Erzählungen aus dem Gebirgsland, „Die Heimat ruft", „Die Berge warten" und in der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Novelle „Leute vom Walde" [2]), sind es nicht begriffliche Schemen, sondern blutvolle Menschen, echte Schlesier, Männer, „die sich dem Schicksal stellen", die zum Träger dessen gestaltet werden, was der Dichter als Wesen und Sendung seines Stammes erkannte. „Zweimal schlug hart an der Grenze das Schicksal gewaltig an das Tor. Wer diesen Mahnruf nicht vernahm, der hatte Schlesien nicht zur Heimat. Denn das Schicksal der entrissenen Heimat und der bedrohten Heimat geht jeden an — ganz gleich, wo er steht. Jeder Schlesier muß es wissen, daß er kein Recht hat zu träumen und auszuruhen, jeder Schlesier muß ein Wachsoldat sein, weil die ganze Heimat der Burgfried des Südostens ist. Von dieser Aufgabe, die dem schlesischen Menschen durch das deutsche Schicksal gestellt ist, lebt fortan der Mensch nicht etwa nur an der Grenze, sondern in der ganzen weiten Heimat der Täler und der Berge! Die Heimaterde und das Schicksal der Heimat bestimmt uns zu dieser großen deutschen Sendung!"

[1]) „Der Deutsche im Osten", Jg. 1 Heft 5 (Juli 1938) Seite 30 ff.

[2]) Ebenda Seite 38.

Bücher um Heimat und Reich

Länder und Menschen im Rahmen des Ganzen

Erst wenn das Haus steht, kann man sich der einzelnen Räume annehmen. Nicht anders ist es in der Politik: unser deutsches Reich steht fest gegründet; nun ist es an der Zeit, sich der Länder anzunehmen, daß sich eins zum anderen und alles zum Ganzen füge. Das heißt, auf das Schrifttum gesehen, daß mit Fug erst in unserer Zeit die Heimatbücher ihre volle Berechtigung und Bedeutung haben, die die einzelnen Gaue als Teile des gesamten Deutschen Reiches zu erfassen suchen, Bücher also, die das Kleine sagen dürfen, wenn sie nur das Große im Auge haben. So erleben wir denn in den letzten Jahren überall Versuche heimatgebundener Menschen, gerade ihr Land und dessen Werden und Wesen im Rahmen des Ganzen zu gestalten.

Der Verlag Wilhelm Gottl. Korn, Breslau, hat aus der Feder von Traud Gravenhorst ein Buch „Schlesien, Erlebnisse eines Landes" herausgebracht. Das Werk ist übersichtlich gegliedert und lebendig geschrieben, und das auf Grund sorgsamer archivalischer Vorbereitungen.

Es ist der Verfasserin geglückt, die „geschichtlichen, künstlerischen und menschlichen Kräfte, die Schlesien zu dem werden ließen, was es heute ist", herauszuarbeiten. Gut gewählte Belege aus der politischen Geschichte, der Kultur-, Kunst- und allgemeinen Geistesgeschichte runden das Buch zu einer Einheit ab. Vortrefflich ausgewählte und ausgezeichnet wiedergegebene Lichtbilder tragen dazu bei, ein wirklich gutes Heimatbuch zu schaffen, das nicht allein dem Schlesier selbst, sondern allen denen viel zu geben vermag, die diesem deutschen Grenzland näherkommen möchten.

Noch weiter in den deutschen Osten hinein führt uns Sepp Kellers Buch „Zwischen Nacht und Tag", das bei Eugen Diederichs erschienen ist. Die Nacht, das ist die Kampfzeit in den letzten Jahren Österreichs mit ihren mißglückten Aufstandsversuchen und um so schärferer Unterdrückung; Tag, das ist die immer ersehnte, heiß erkämpfte Heimkehr ins Reich aller Deutschen. Der junge Dichter aus der Steiermark gestaltet aus eigenem Erleben das Drängen und Warten, Unruhe und Sorge, Einsatz und Kampf, Hungerleben und Gefängniswochen, zähes Durchhalten und den endlichen Sieg. Er selbst gehörte zu der verschworenen Gemeinschaft jener oft ganz auf sich allein gestellten SA.-Männer und selbständig handelnden Unterführer, die auch den Kampf von 1934 kämpften und von denen manche, wie auch er, aus der Heimat fliehen mußten. Dies ist kein Buch voll spannender Handlung allein, sondern zugleich voll innerlichen Erlebens und geistigen Ringens um das große Ziel.

Ein Volk, das wieder zu sich selbst gefunden hat, darf sich des Erkämpften freuen, es darf, ja muß, auch zurückblicken in die Vergangenheit, und das außer auf dem Gebiet der politischen Geschichte auch in der Kultur- und Kunstgeschichte. So erschien im Verlage Alfred Metzner, Berlin, das Buch von Walter Dexel, „Unbekanntes Handwerksgut, Gebrauchsgerät in Metall, Glas und Ton aus acht Jahrhunderten deutscher Vergangenheit". Diese schöne Arbeit mit einfach musterhaften Wiedergaben von Arbeiten deutscher Handwerkskunst vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein soll der handwerklichen Erziehung dienen. Der Verfasser will dieses Ziel aber nicht etwa dadurch erreichen, daß er Nachahmung empfiehlt, sondern indem er überhaupt erst einmal das Handwerksgut des Alltags deutscher Vergangenheit — nicht die von der Kunstgeschichte erfaßten Zier- und Schmuckformen — zeigt, dessen gute Überlieferung das 19. Jahrhundert verloren hat. Er wendet sich dann den traditionsgebundenen Grundformen zu, um an ihnen das Auge zu schulen und sie dem Handwerk von heute nutzbar zu machen. Sorgfältig ermittelte Feststellungen über die von der Forschung so selten beachteten geometrischen Konstruktionsbeihilfen machen das Buch noch wertvoller.

In ähnlicher Weise, nur auf anderen Gebieten, greift auch „Jugend im Jahresring" von Erna von Bacano-Bohlmann, bei Ludwig Voggenreiter, Potsdam, erschienen, auf die Vergangenheit zurück, um sie für die Gegenwart zu nützen. Das Werk trägt einen gar zu anspruchslosen Titel. Es geht in seiner Grundhaltung vom Geist der Hitler-Jugend aus und nennt sich auch einen „Brauchtumsweiser für die deutsche Jugend". Aber es greift bis an die letzten Wurzeln germanisch-deutschen Wesens zurück, entwickelt daraus das Arteigene deutschen Brauchtums, setzt sich mit den Gegnern sorgfältig auseinander und gibt schließlich Anleitungen für die festliche Begehung des Jahreslaufes und die artgemäße Gestaltung der Feiern des Lebensringes. Hier handelt es sich um eine sehr gründliche, in die Tiefe gehende Arbeit, die zugleich einige andere wichtige Gebiete der deutschen Volkskunde berührt: Runen und Sinnbilder, die uns reiche Aufschlüsse über das Weltbild unserer Ahnen vermitteln. Das Wesentliche an diesem Buch, für das wir der Verfasserin zu Dank verpflichtet sind, aber bleibt, daß es nicht nur das Vergangene erforscht, sondern in seinem Geiste Gegenwart und Zukunft des deutschen Lebens gestalten will, ganz im Sinne jenes wegweisenden Wortes Alfred Rosenbergs: „Wir wollen nicht nur Erben sein, wir wollen auch Ahnherrn werden!"

Dr. Hans B. Meyer.

Volkstums- und Staatsordnung in britischer Betrachtung

Der Engländer C. A. Macartney über „Volk und Staat"

Die führende Londoner Monatsschrift „The Fortnightly" veröffentlicht einen Beitrag des Schriftstellers C. A. Macartney, der seit seiner Tätigkeit als Lektor in Ofen mehrfach zu Volkstumsfragen Ost-Mitteleuropas das Wort ergriffen hat. Der Artikel Macartneys ist um deswillen besonders beachtlich, weil er vor der Lösung der sudetendeutschen Frage geschrieben worden ist. Darüber hinaus stellt der Aufsatz eine wertvolle Bestätigung des deutschen Volkstumsgedanken durch einen Briten dar — eine Seltenheit im bisherigen und gegenwärtigen Chor der Befremdung, Ablehnung und Verfemung, auf den das deutsche Ordnungsdenken im Westen stößt. Macartney zeichnet einerseits vortrefflich den Niedergang des „Minderheitenschutzverfahrens" der Genfer Liga und andererseits den Beitrag, den der deutsche Volkstumsgedanke für die Neuordnung Europas darstellt.

Im nachstehenden sei der Gedankengang Macartneys frei wiedergegeben:

Der Minderheitenschutz hat ständig mehr an Wirksamkeit und Beachtung verloren. Im Jahre 1934 hat sich die bedeutendste Unterzeichnermacht von ihm losgesagt; die anderen Unterzeichner hatten, soweit sie vor offener Mißachtung zurückgeschreckt waren, jahrelang ihre Verträge mehr oder minder umgangen. Die Gewährsmächte haben nicht mehr als mildeste, halblaute Verwahrungen eingelegt, und die Vollversammlung in Genf hat es aufgegeben, Fragen dieser Art überhaupt zu erörtern. Woher solch außerordentlicher Niedergang?

Das Minderheitenschutzverfahren beruhte auf der praktischen Anerkennung der Tatsache, daß die Unterdrückung der Volksgruppen zu tiefer Unruhe führen muß, und ferner auf der Erkenntnis: Sobald die entrechtete Volksgruppe die Sympathie eines Staates ihres Volkstums genießt, werden gespannte Beziehungen entstehen müssen zwischen diesem Staat und dem Heimatland der Volksgruppe — ja sie werden je nach der räumlichen Lage selbst zum Irredentismus und schließlich zum Kriege führen. Hätten die Mächte ihre Verpflichtungen unter der Satzung der Liga ernst genommen, so wären sie deshalb den Verträgen nachgekommen, und die Verträge hätten eine Art Puffer oder Kissen gegen die Strenge des Artikels 10 der Satzung gebildet. Denn die Verträge waren dazu bestimmt, jene Lagen zu verhindern, in denen Maßnahmen zur Erfüllung des Artikels notwendig wurden, und ebenso sollte die unparteiliche Aufsicht der Liga dem einseitigen Einschreiten einzelner Staaten zugunsten von Volksgruppen vorbeugen.

Dennoch die Feindschaft der Unterzeichnermächte gegen die Minderheitenschutzverträge. Die meisten übernahmen ihre Verpflichtungen nur gezwungen; sie machten nie einen Hehl daraus, daß sie nicht daran dachten, einen Schritt weiter als vorgeschrieben zu gehen. Denn, so erklärten sie, da die Verträge nicht allgemein verbindlich geworden seien, stellten sie einen Verstoß gegen die Gleichberechtigung dar und ein unverdientes Brandmal. Allein ihr eigentlicher Einwand lag tiefer: Sie bejahten nicht die Grundlagen des Systems; sie glaubten, daß sie mit ihren Volksgruppen umspringen könnten, wie es ihnen beliebe, und sie sahen in jeder Art eines Schutzes oder einer Überwachung von außen her ein Hindernis, das irregeleitete Menschen gegenüber der vollständigen Erreichung ihrer Ziele aufrichteten. „Schutz" jeder Art verhärtete nur den Widerstand der

Volksgruppen; ohne ihn würden sie entweder der Aufsaugung verfallen oder schlimmsten Falls derart geschwächt werden, daß sie aufhören mußten, eine Gefahr darzustellen. Es schien diesen Staaten ihre Mitgliedschaft in der Genfer Liga und ihre verschiedenen Bündnisse angesichts der Schwäche der einzelnen Staaten, die irredentistische Forderungen zu erheben neigten, als ausreichendes Bollwerk gegen jede feindliche Regung; so stark, daß sie die Satzung der Liga behandeln konnten, als ob Artikel 19 kein Teil von ihr sei.

Auch die Großmächte, die Gewährsmänner der Verträge, auf die solche Überlegungen zwar nicht zutreffen, da sie von einer Verschärfung der Volkstumsspannungen nichts zu gewinnen und alles zu verlieren haben — sie haben von allen Pflichten, die dem Rat der Liga oblagen, keine mit größerem Zaudern und stärkerem Unmut erfüllt als den Schutz der Volksgruppen. Einige Staaten ließen sich von ihren Bündnissen mit Unterzeichnermächten leiten, andere von der gläsernen Natur ihres eigenen Hauses; andere vielleicht von der Trägheit und Unkenntnis der Geschichte. Selbst dort, wo die Großmächte nicht die Auffassung der Unterzeichner teilten, haben sie ihr doch Unterstützung zuteil werden lassen. So wurde nie ein ernstlicher oder ein nachteiliger Versuch gemacht, das System der Liga anzuwenden.

Doch das Ergebnis war ganz anders, als die Feinde der Volksgruppen voraussagten und erhofften. Die schwächeren Volksgruppen sind in eine verdrießliche Untätigkeit geraten, die tatsächlich allerdings den Frieden nicht gefährden, aber gewiß auch nichts zu seiner Festigung beitragen kann. Die kräftigen und rührigen Volksgruppen und besonders jene, die Muttervölker jenseits der Grenzen ihrer Staaten besitzen, klagen über ihre Beschwerden und fordern Wiedergutmachung stärker denn je. Zwar sind sie nur Minderheiten; aber die Minderheiten in den Donauländern machen ein Fünftel der gesamten Bevölkerung aus. In Rumänien liegt der Anteil bei einem Viertel und in Polen noch höher.

Wichtiger ist darüber hinaus: Das Ergebnis des Zusammenbruchs einer unparteilichen Überwachung durch die Genfer Liga hat dazu geführt, daß die Wünsche mancher Volksgruppen nun von außerhalb unterstützt werden — nicht um sie herabzumindern, sondern eher, um sie zu verstärken; nicht mit dem Endzweck, die Beständigkeit der betreffenden Staaten zu sichern, sondern in einzelnen Fällen zum mindesten, um sie zu unterhöhlen. Und diese Unterstützung ist verschiedentlich von solch ausgeprägter Art, daß sie nicht übersehen werden kann. Bulgarien mag noch hilflos sein; der Kleine Verband — meint Macartney im Herbst — mag sich gegen Ungarn verschwören können; aber wenn das Deutsche Reich sich um die Verhältnisse einer deutschen Volksgruppe kümmert, ist der „legaler Weise unangreifbare" (legally unassailable) Standpunkt, daß es kein Recht dazu besitze, ein solcher, den in der Praxis kein Staat aufrecht erhalten kann.

Es ist also eine Lage entstanden, in der die Stimme der Volksgruppen nicht länger zu überhören ist. Wenn dem aber so ist, muß man wohl genauer zuhören, was sie fordern. Die Volksgruppen befinden sich auf allen Stufen geistiger und politischer Entwicklung; und nicht alle erheben solche Wünsche wie ihre stärksten und höchstentwickelten Glieder. Dennoch ist deren Stellung zu erörtern, da sie in der Praxis den bedeutsamsten Fragenbereich bilden, und da ferner ihre Gedanken sich mit einer gewissen Beschleunigung ihren zurückgebliebenen Genossen mitzuteilen scheinen.

Gegenwärtig ist der herrschende Faktor die Entwicklung und allgemeine Aufnahme der deutschen Auffassung (Germanic conception) vom „Volkstum" und die außerordentlich hohe Bedeutung, die in dieser Philosophie dem „Volk" eingeräumt wird.

Schon vor dem Kriege wurde wohl zwischen Staatsangehörigkeit und Volkszugehörigkeit unterschieden; man kannte z. B. auf den Britischen Inseln Engländer, Schotten und Iren oder im alten Ungarn Madjaren, Serben, Slowaken, Rumänen usw. Es war der überwältigende Zug zur Einheit aus diesem Gedanken der Volkszugehörigkeit und die Stärke des Wunsches nach „völkischer Selbstbestimmung", den sie gemeinhin er-

zeugte, die zu jenen großen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts führte, in denen die alten Staaten, die der Erfüllung solcher Ziele im Wege standen, nacheinander verschwanden und neuen Volksgruppen Platz machten. Wenn Herr Hitler in seinem Buch „Mein Kampf" proklamiert, das Volk sei eine höhere Gemeinschaftsform als der Staat, der selbst eben nur der Förderung des rassenechten Volkstums zu dienen habe — dann sagte er nichts Neues. Es war das derselbe Glaube, der die Schaffung Italiens, Polens, der Tschecho-Slowakei (?) ermöglicht hat, in der Tat, die Schaffung der meisten europäischen Staaten unserer Tage.

Aber in dem großen Vorgang der Verwirklichung „völkischer Selbstbestimmung", der das Jahrhundert von Wien bis Versailles beherrschte, blieben im kalten Freien draußen alle jene Angehörigen eines gegebenen Volkstums, die aus räumlichen oder geschichtlichen Gründen nicht in einen neuen Volksstaat aufgenommen werden konnten. Die Minderheitenschutzverträge selbst anerkannten, daß das lebendige Volkstumsbewußtsein ein natürliches Gefühl und zu achten war. Aber sie räumten ihm einen irgendwie zweitrangigen Platz ein, indem sie nur festsetzten, daß es nicht verletzt werden dürfe durch ungerechte Schlechterstellung oder durch den Druck, es aufzugeben. Die Behandlung des völkischen Bewußtseins ähnelte jener der religiösen Überzeugung. Es war richtig, daß ein Staat die völkischen Empfindungen seiner Bürger ebenso achten sollte, wie er ihre religiösen Gefühle zu achten hat, und ebenso wie es Verletzungen des Grundsatzes der religiösen Duldung gibt, gegen die man sich wehren darf, so verboten die Minderheitenschutzverträge völkische Unduldsamkeit. Während jedoch religiöse Gemeinschaften eine körperschaftliche Verfassung haben und in einzelnen Fällen sogar die Amtsgewalt von Stellen außerhalb der Landesgrenzen anerkannt wird, wurde das völkische Empfinden als eine rein persönliche Angelegenheit behandelt. Kein Recht zu körperschaftlicher Vertretung in einem Staate wurde den Angehörigen derselben Volkszugehörigkeit zugestanden; geschweige denn, daß man irgendein Band — außer dem einschließlich sentimentalen — anerkannte, das zwischen den Angehörigen desselben Volkstums in verschiedenen Staaten bestehen durfte.

Die neue Auffassung vom „Volkstum" führt die Volkszugehörigkeit auf einen viel höheren Platz. Das Volkstum ist unabhängig von Grenzen. Jedes Glied eines „Volkes" ist gleicherweise ein Erbe und Vertreter seines „Volkstums", ob er in seinem eigenen Mutterlande lebt oder außerhalb. In dieser Beziehung bildet jede solche Gemeinschaft eine geschlossene Körperschaft, und die Beziehungen zwischen diesen Mitgliedern sind ausschließlich ihre eigene Angelegenheit. Es ist nicht allein ihr Recht, sondern auch ihre Pflicht, sich über die Grenzen die Hände zu reichen. Und es ist ebenso ihr Recht und ihre Pflicht, einander gegenseitige Hilfe und gegenseitigen Schutz angedeihen zu lassen gegen jede Verletzung ihres gemeinsamen Erbes.

Es ist nur natürlich, daß die Wirkung dieser Auffassung einige Verwirrung unter den Staaten hervorrufen mußte, die Volksgruppen besitzen, vor allem solche, die dem Reiche benachbart sind. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die erwachte Volkskraft solcher Volksgruppen sie zu stärkeren Wünschen hat kommen lassen und das irredentistische Gefühl auf einen Grad getrieben hat, der eine tatsächliche Gefahr für die gebietliche Unversehrtheit mehr als eines Staates darstellt. Wenn dem in solchen Fällen entgegengewirkt werden soll, so sind härtere Unterdrückungsmaßnahmen erforderlich als noch vor einem Vierteljahrhundert notwendig erschien — oder gar weitere Zugeständnisse. Es mag wohl sein, daß in einzelnen Fällen die einzige Lösung in der Grenzberichtigung liegt.

Es würde jedoch ein Fehler sein, den „Volkstums"gedanken lediglich als eine pseudo-philosophische Verhüllung anzusehen, hinter der sich imperialistische Ziele des Reiches verbergen. Herr Hitler predigte ihn zwar und schloß Österreich an; aber man braucht nur sein Buch „Mein Kampf" zu lesen, um zu erkennen, wie seine Kindheitseindrücke ihn schon zu der Überzeugung kommen ließen, daß das natürliche Schicksal Österreichs im Reich be-

schlossen sei. Doch gibt es viele Volksgruppen, darunter viele deutsche, für die eine Lösung dieser Art praktisch unmöglich ist. Die Deutschen Estlands oder Siebenbürgens können niemals hoffen, den Teil eines deutschen Volksreiches zu bilden. Und doch ist über sie der „Volkstums"gedanke mit mindestens ebensolcher Wucht wie zu den anderen gekommen. Vielleicht mit größerer Gewalt, zumal sie in fremden Staaten leben, als „nationale Minderheiten", die im besten Falle als Bürger zweiter Klasse behandelt werden, so daß sie einen angenehmeren Rückhalt gefunden haben in dem Gefühl, in ihrer Volkszugehörigkeit etwas zu besitzen, was zu Recht ihre höchste Aufopferung verlangt.

Solche Gruppen haben aus den Erfahrungen ihrer eigenen Vergangenheit und den Verhältnissen ihrer Gegenwart jene Philosophie entnommen, die sie für eine Volksgruppe angebracht halten. Gerade die Aufnahme des „Volkstums"gedankens hat sie für ihre Fragen eine Lösung finden lassen, die auf der strengen Betonung der unbedingten Zweiheit von Volk und Staat beruht. Sie widerstehen jeder Art von Entvolkung und selbst jedem Einflusse des Staates auf ihre eigenvölkische Kulturpflege; denn hier ist das Volk allein zuständig, und der Staat hat nichts zu sagen. Aber sie weisen ebenso den Irredentismus von sich; denn wenn sie sich mit Grenzfragen befassen wollten, würde das Volk die Zuständigkeit des Staates beeinträchtigen. So sind die völkischen Körperschaften, die sie zur gemeinsamen Überwachung ihrer eigenen Angelegenheiten und zur Verhandlung durch ihre Führer mit den Vertretern des Staates fordern, nicht dazu berufen, überhaupt ihr ganzes Leben zu regeln, sondern nur seine ausschließlich „eigenvölkischen" Bereiche.

Jene wenigen Staaten, die den Versuch gewagt haben, ihren Volksgruppen Kulturfreiheit zu gewähren, haben ihr Vorgehen nicht zu bedauern brauchen. Gemäß dem einstimmigen Urteil aller beteiligten und unbeteiligten Beobachter sind die Ergebnisse vollkommen erfolgreich unter jedem Gesichtspunkt gewesen. Doch mag eingewandt werden, daß ein solcher Erfolg nur möglich gewesen sei, weil die Frage des Irredentismus nicht habe entstehen können; ein Staat in weiter Stellung dürfe sich solche Verschwendung nicht erlauben.

Die augenscheinliche Antwort ist demgegenüber, daß ein Staat in ungeschützter Lage sich nicht den Luxus unzufriedener Volksgruppen leisten kann. Je stärker der Irredentismus droht, um so dringlicher ist die Notwendigkeit, ihn zu entwaffnen und keinen gerechten Vorwand zum Einschreiten für das Mutterland zu dulden. Die Volkszugehörigkeit ist nur einer der verschiedenen möglichen Faktoren, die bei der Grenzziehung ihre Beachtung erheischen. In gemischten Volkstumsbereichen, wie in Ost-Mitteleuropa, kann sie nicht allein den Ausschlag geben; sie erlangt nur übergroße Bedeutung in den Augen der Volksgruppe selbst, wenn die Tatsache der Volkszugehörigkeit Härten und Ungerechtigkeiten mit sich bringt. Werden sie ausgeräumt, dann werden andere Überlegungen — wirtschaftliche, soziale oder überlieferungsmäßige — sich geltend machen, wenn die Grenzen in Übereinstimmung mit ihnen gezogen worden sind. Sind auch diese Faktoren ungünstig, dann mag frei und offen zugegeben werden, daß die Friedensmacher nach dem Weltkriege nicht unfehlbar waren, und es mögen die Folgerungen gezogen werden!

Die beste Hoffnung auch für die Zukunft muß sein, daß die Staaten mit Volksgruppen gegenseitig den Gedanken der Zweiheit von Staat und Volk bejahen. Wenn sie es tun, werden sie sich in weit geringere Gefahren stürzen als ihnen scheint. Wenn sie davon abstehen, auf den Bereich des Volkstums überzugreifen, können sie ebenso wirksam und mit zwingender Logik jeden Versuch des Volkes zurückweisen, die Aufgaben des Staates an sich zu reißen.

Wilhelm Schneider

*

Dies die Ansicht eines Engländers über Volkstum und Staat in Osteuropa. Sie sei gewissen ausländischen Kreisen im Osten zur Beherzigung empfohlen, die immer noch glauben, aus den Prinzipien der Neuordnung Osteuropas Ansprüche auf „Schaffung einer gemeinsamen Grenze"

u. ä. herleiten zu können, ohne ihrerseits bereit zu sein, auch ihrem Innern diesen neuen Prinzipien den notwendigen Tribut zu zollen. Es hat den Anschein, als wenn eine rechtzeitige Besinnung im Interesse grade solcher Staaten liegt, die beträchtliche „Minderheiten" beherbergen, die seit 20 Jahren vergeblich auf die Erfüllung ihrer Ansprüche bzw. die Respektierung ihrer Lebensrechte warten.

Der Kernpunkt des deutsch-polnischen Problems

Fünf Jahre deutsch-polnischer Nichtangriffsvertrag

Es ist an sich durchaus nichts Gewöhnliches im Leben der Völker, das fünfjährige Bestehen normaler Beziehungen zwischen zwei Ländern durch ein besonderes Gedenken zu würdigen. Dieser Umstand allein ist für das deutsch-polnische Verhältnis seit Versailles und insbesondere in dem seit Januar 1934 verflossenen Zeitraum bezeichnend.

Es wäre müßig, die positiven Seiten des in allererster Linie vom deutschen Friedenswillen getragenen deutsch-polnischen Freundschaftsverhältnisses lang und breit zu erörtern. Die Vorteile für Deutschland liegen so klar vor Augen, wie nur irgendmöglich, und es ist wahrhaftig nichts Neues, wenn man feststellt, daß in der Umklammerung durch ein feindliches Polen, das den agressiven Absichten westlich-demokratischer Staaten willfährig gewesen wäre, weder die Befreiung von den Souveränitätseinschränkungen des Versailler Vertrages möglich gewesen wäre, noch die Befreiung des Saarlandes durch eine reibungslos durchgeführte Abstimmung. Ebenso ist es selbstverständlich, daß ein Polen, welches starr am Status-quo-Standpunkt festgehalten hätte, für die Heimkehr Österreichs und des Sudetenlandes und die damit erreichte Durchsetzung eines neuen europäischen Ordnungsprinzips ein nicht unbeachtliches Hindernis hätte darstellen müssen. Eine ebenso unzweifelhafte und selbst im übrigen Ausland — wenn auch meist nur mit Widerwillen — anerkannte Tatsache ist es, daß Europa und die Welt durch dieses beiderseitige Verhalten Deutschlands und Polens vor schweren Erschütterungen bewahrt worden sind. Erst auf dieser Grundlage konnte die natürliche „Dynamik" der osteuropäischen Entwicklung (um eine in Polen bevorzugte Formulierung zu gebrauchen) in eine Bahn gelenkt werden, die eine weitere Ansammlung von Konfliktstoffen durch eine sinngemäße Lenkung der verschiedenartigen völkischen Energien auszuschließen verspricht. Das gilt wenigstens für den mittel- und südosteuropäischen Bereich.

Dennoch kann nicht übersehen werden, daß für die Wertung des deutsch-polnischen Ausgleichs ganz verschiedene Maßstäbe angelegt werden müssen, je nachdem man den deutschen oder den polnischen Anteil an dieser Leistung betrachtet. Man darf doch nicht vergessen, daß von jedem Deutschen die abstimmungslose Abtrennung wertvollster Provinzen und Landesteile durch den Versailler Vertrag zugunsten Polens als ein großes Unrecht empfunden werden mußte, für das keine ethnographischen und historischen, oder etwa kulturellen Motive sich als objektiv haltbar erwiesen hatten. Bei solchen Voraussetzungen der Normalisierung des Verhältnisses zu einem Nachbarn zuzustimmen, der diese Gebiete als die seinen beanspruchte oder gar die Gewinnung weiterer Teile des deutschen Ostens propagierte, und das noch dazu in einer Zeit, wo die eingangs erwähnten Vorteile für Deutschland ja noch im Schoße der Zukunft lagen, war eine psychologische Leistung erster Ordnung, ein Kraftstück geradezu der Selbstbeherrschung und europäischer Disziplin.

Für den Polen aber — sollte man meinen — war die Feststellung eines zu normalisierenden Verhältnisses zu Deutschland keine Sonderleistung, sondern eine Selbstverständlichkeit. Glaubte er sich im Recht, sich des Besitzes ehemals deutscher Gebiete zu erfreuen, was sollte es dann für ihn Selbstverständlicheres geben, als diesem Zustand dadurch die erste Vorbedingung der Normalität zu verschaffen, daß er dem anderen Partner diesen Zustand erträglich machte und sich jeder Feindseligkeit enthielt, anstatt ihm

den Verlust des geographisch so wichtigen Gebietes und die Schwierigkeit dieser „Korridor“-Situation immer wieder fühlbar zu machen. Für den Deutschen und wohl auch für andere, aus größerem Abstand urteilende Faktoren kann es darum nichts Unverständlicheres geben, als wenn gerade in gewissen polnischen Kreisen der Grundsatz einer naturgegebenen Feindschaft gegenüber dem Reich und allem Deutschtum immer noch mehr oder weniger offen propagiert wird. Und zu dieser „Selbstverständlichkeit“ treten nun noch die Vorteile für Polen, die gewissermaßen das Pendant zu den anfänglich aufgezählten Vorteilen für Deutschland bilden und die bei Polen den Ausschlag gegeben haben, vor fünf Jahren der Initiative des Deutschen Reiches positiv zu begegnen: In erster Linie die Emanzipation von der französischen Vasallität, die Polen nur als eine Funktion im Einkreisungssystem, nicht aber als ein selbständig nach seinen eigenen Interessen handelndes Gebilde bestehen ließ. Erst aus dieser Emanzipation konnte Polen die Vorteile entwickeln, die sich für seinen Umfang und Einfluß aus der Sudetenkrise ergaben.

Diese Feststellungen werden hier nicht getroffen, um in unfruchtbarer Weise darüber zu rechten, wer von der neuen deutsch-polnischen Politik die größeren Vorteile eingeheimst habe, oder wem das größere Verdienst an dieser europäischen Friedensleistung zuzuschreiben sei, Deutschland oder Polen. Es geht hier um etwas viel Wesentlicheres. Es geht um die Frage, ob Polen glaubt, durch die Bereitschaft des deutschen Vertragspartners, auf die revisionistische Erörterung der in Versailles getroffenen Raumverteilung zu verzichten, auch alles dessen enthoben zu sein, was Voraussetzung selbst dieses 1919 errichteten und bis heute aufrechterhaltenen Zustandes gewesen ist. Die Forderung, daß die deutsche Volksgruppe in Polen wenigstens die Bewegungsfreiheit hat, die sie selbst unter Versailler Voraussetzungen erhoffen konnte, die Erwartung ferner, daß Danzig, welches ja nur um Polens willen trotz seines anerkannten Deutschtums zur „Freien Stadt“ gemacht wurde, wenigstens die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Existenzfähigkeit behält oder besser erhält, das ist ein Minimum, dessen Erfüllung mit der seit 1934 eingeleiteten neuen deutsch-polnischen Politik an sich gar nichts zu tun hat. Die Erfüllung dieses Minimums ist keine Frage der Gegenleistung innerhalb der normalisierten deutsch-polnischen Beziehungen, sondern ein Beitrag, den Polen sich selbst leisten würde, um die ihm so am Herzen liegende Normalität des Zustandes zu befestigen.

Wir glauben allein durch diese kurzen Bemerkungen ein Problem in das rechte Licht gerückt zu haben, das angesichts einer vertrauensvoll-großzügigen deutschen Zurückhaltung in ein bedenkliches Zwielicht gerückt zu werden drohte. Wird dieses Zwielicht beseitigt, so verliert dieses Problem, dessen Existenz ja nicht totzuschweigen oder zu -reden ist, auch den ihm von interessierter Seite so gern beigelegten Charakter einer Bedrohung des jetzt fünf Jahre unversehrt bestehenden Nichtangriffsvertrages. Wir sind uns dessen bewußt, daß die in unseren Ausführungen geübte Betrachtungsweise einigermaßen überraschend wirken muß, so selbstverständlich sie an sich sein sollte. Dennoch glauben wir, daß zu ihr nur derjenige fähig ist, der sich bemüht, in der deutsch-polnischen Politik der letzten fünf Jahre einen aus ehrlichem Willen geborenen Versuch und nicht nur eine Methode der Auskünfte mangels besserer Gelegenheiten zu erblicken.

+

Es liegt also auf der Linie einer solchen positiven Einstellung zum deutsch-polnischen Problem, wenn man die sich auf rein zwischenstaatlichem Gebiet vollziehende Entwicklung stets auf diese Kernfragen zurückführt. Das ist um so notwendiger in einer Zeit, in der Volkstumsfragen nicht nur zu einem integralen Bestandteil zwischenstaatlicher Beziehungen, sondern geradezu zu einem Prinzip völkerrechtlichen Charakters geworden sind. Die Neugestaltung der mitteleuropäischen Verhältnisse nach der tschecho-slowakischen Krise und insbesondere das Verfahren des Münchener Abkommens und des Schiedsspruchs von Wien waren der dokumentarische Ausdruck dieses grundsätzlichen Wandels im Leben der Völker und Staaten. Erleichtert wird diese Betrachtungsweise in einem politisch-diplomatischen Verhältnis, das wie das deutsch-polnische von einer Atmosphäre freundschaftlichen Einvernehmens und von allgemeiner Übereinstimmung über die großen Fragen der europäischen Politik getragen ist. Der Besuch

des Reichsaußenministers von Ribbentrop in Warschau hat dieses Verhältnis erneut bestätigt. Der Betonung der Aufrichtigkeit und Offenheit, mit der „sowohl die gegenwärtigen wie die zukünftigen Fragen, die beide Staaten angehen, unter Wahrung der berechtigten Interessen beider Nationen geprüft und gelöst werden sollen," waren in den Verlautbarungen ein besonders bemerkenswertes Moment. Der Führer hat in seiner Reichstagsrede vom 30. Januar erneut festgestellt, daß es unter wirklichen Friedensfreunden keine Meinungsverschiedenheit darüber geben könne, was vielleicht aus Europa geworden wäre, wenn es nicht vor fünf Jahren zu dem heilbringenden Abkommen gekommen wäre.

+

Nach einer Meldung der polnischen Telegraphen-Agentur haben die zuständigen deutschen und polnischen Behörden die Weisung gegeben, die beiderseits verfügten Ausweisungen aus der Grenzzone, sofern diese noch nicht ausgeführt sind, zeitweilig einzustellen, sowie von weiteren Ausweisungen abzusehen. Beide Seiten sind übereingekommen, sofort die bereits erfolgten Ausweisungen als auch die schwebenden einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Der „Deutsche Pressedienst aus Polen" teilt dazu folgende Einzelheiten mit:

Aus der maßgeblichen polnischen Inlandspresse erfährt man (z. B. „Ilustrowany Kurjer Codzienny" vom 26. Januar 1939), daß seit dem 15. Dezember vergangenen Jahres insgesamt 15 Polen den Aussiedlungsbefehl erhalten haben. Es waren dies 3 Polen aus Deutsch-Oberschlesien, 6 aus der Grenzmark, einer aus Westpreußen und 5 aus Ostpreußen. Zu beachten ist dabei, daß man den von dem Ausweisungsbefehl betroffenen Polen durchschnittlich drei bis vier Wochen Zeit gab, bis sie ihre Heimat hätten verlassen sollen. In der polnischen Inlandspresse ist nach Bekanntwerden dieser Maßnahmen stürmisch die Anwendung von Vergeltungsmaßnahmen gefordert worden. Auch die verschiedensten polnischen Organisationen, an der Spitze selbstverständlich der Westverband und der Verband der Polinnen, gaben in Entschließungen der gleichen Forderung Ausdruck. In Polen sind in dem Zeitraum, in den die deutschen Ausweisungsbefehle fallen, eine ganze Anzahl von polnischen Staatsbürgern deutscher Nationalität ausgewiesen worden. In der Mehrzahl der Fälle mußten die Deutschen ihren bisherigen Wirkungskreis sogar innerhalb von 24 Stunden verlassen, darunter 26 Familien aus Teschen. In den letzten Monaten sind im ganzen mehr als 100 Fälle von Ausweisungen deutscher Volksgenossen aus den Grenzzonen Pommerellens, Posens und Oberschlesiens zu verzeichnen. Meist handelt es sich um Personen, die seit Generationen dort beheimatet sind und nun unter Vorgabe höchst fadenscheiniger Gründe, wie etwa wegen „Erteilung illegalen deutschen Religions-Unterrichtes" vertrieben werden.

Einem Deutschen, gegen den ein Aufenthaltsverbot für die Grenzzone verhängt wurde, wurden folgende Gründe für die Maßnahme angegeben: 1. Es sei in einem Prozeß im Jahre 1928 nachgewiesen worden, daß er „germanophil" sei, 2. Er sei bei der „Deutschen Rundschau" gut angesehen.

Das Deutschtum in Polen wird durch Ausweisungen aber nicht erst seit einem Monat getroffen. Als Senator Hasbach und der ehemalige Senator Ing. Rudolf Wiesner am 14. Oktober 1938 bei Ministerpräsident Slawoj-Składkowski vorsprachen und ihm eine Denkschrift über die dringendsten Angelegenheiten der deutschen Volksgruppe überreichten, befanden sich unter den angeführten Punkten bereits damals Ausweisungen polnischer Staatsbürger deutscher Nationalität aus der Grenzzone. Und am 18. Januar 1939 mußte Senator Hasbach bei einer erneuten Vorsprache beim Ministerpräsidenten die Ausweisungen wieder zur Sprache bringen. Das Deutschtum in Polen hofft nun, daß im Laufe der Verhandlungen zwischen Warschau und Berlin auch diese Ausweisungen des vergangenen Jahres überprüft werden und es den ausgewiesenen Deutschen ermöglicht wird, wieder in ihre Heimat zurückzukehren.

+

Es hat also den Anschein, als wenn in dieser Ausweisungsfrage durchaus keine so endgültige Klarheit besteht, wie es die Meldung der polnischen Telegraphen-Agentur behauptet. Auch auf allen anderen Lebensgebieten des Deutschtums in Polen mußte noch in den letzten Januartagen wieder die Feststellung gemacht werden, daß sie als einzige deutsche Volksgruppe in Europa nicht

nur keine Verbesserung, sondern eine ausgesprochene Verschlechterung ihrer Lage erlebt hat. Am 18. Januar d. J. hat Senator Hasbach bei seiner oben erwähnten Vorsprache dem polnischen Ministerpräsidenten eine Eingabe überreicht, die wegen ihres für die Lage bezeichnenden Inhalts wörtlich wiedergegeben sei:

„Während meines letzten Besuches mit dem ehemaligen Senator, Herrn Wiesner, haben wir Ihnen, Herr Ministerpräsident, eine Denkschrift über die dringendsten Angelegenheiten überreicht, die die nachstehenden Fragen behandelten:

1. Schulwesen.
2. Anwendung des Grenzzonengesetzes, besonders die Ausweisung polnischer Staatsbürger deutscher Nationalität.
3. Gleiche Behandlung deutscher Arbeiter bei Entlassung und Neueinstellung.
4. a) Anwendung des Gesetzes über die Staatsgrenzen,
   b) Behandlung der Übereignung,
   c) Ablehnung von Schenkungen.
   d) Ablehnung von Kauf und Verkauf,
   e) Ablehnung von Grundstücksübernahme im Erbfalle.
   f) Ablehnung von Pachtverträgen.

Die Zahlen 4a—4f sind nicht genau, denn in der Zwischenzeit sind noch mehr Fälle hinzugekommen. Zum Schluß haben wir die Kirchenfrage berührt. Diese Besprechung fand am 14. Oktober 1938 statt.

Der Herr Ministerpräsident erklärte uns, daß die angeschnittenen Fragen wohlwollend geprüft werden würden. In der Zwischenzeit habe ich mich in zahlreichen Konferenzen mit den verschiedenen Ministerien und Ämtern bemüht, eine Linderung der genannten Belastungen der deutschen Bevölkerung herbeizuführen.

Zu meinem größten Bedauern muß ich jedoch feststellen, daß ich, mit Ausnahme minimaler Erfolge, überall auf Unlust und Ablehnung oder hinschleppende Haltung gestoßen bin. In vielen Fällen wurde mir erklärt, daß alles auf Gegenseitigkeit beruhe und von der Behandlung der polnischen Minderheit in Deutschland abhänge."

Zum Schluß seiner Eingabe legt Senator Hasbach gegen eine derartige Stellungnahme der Behörden Verwahrung ein und bittet den Herrn Ministerpräsidenten dringend, die einzelnen Ministerien anzuweisen, daß sie die berührten Fragen in kürzester Zeit bearbeiten und wohlwollend erledigen.

+

Die behördlichen Schikanen und Unterdrückungen, Beschlagnahmungen, Haussuchungen und Boykottaktionen gehen unterdessen weiter. In Pommerellen wurden in mehreren Städten die deutschen Vereinshäuser beschlagnahmt. Nachdem bereits im vorigen Jahre die Unterhaltung eines Alumnats bei der deutschen Goethe-Schule in Graudenz untersagt und das Alumnat geschlossen, wodurch sich für minderbemittelte Schüler, die wegen der zu großen Entfernung nicht bei ihren Eltern wohnen können, eine außerordentliche finanzielle Belastung bzw. die Unmöglichkeit ergab, überhaupt noch am Schulort zu wohnen und die deutsche Schule zu besuchen.

Geradezu ungeheuerlich muß die Methode genannt werden, mit der der „Verein zur Förderung des höheren Mädchenschulwesens in Posen" um sein Vermögen gebracht wurde. Der Verein besaß aus der Vorkriegszeit ein Schulgebäude in Posen, daß er jahrelang dem Schulkuratorium zur Unterbringung eines polnischen Mädchengymnasiums verpachtet hatte, um es schließlich für 140 000 Zloty an den Elternverein dieses polnischen Gymnasiums zu verkaufen. Einige Tage nach der Bezahlung des Verkaufspreises wurde der deutsche Verein vom Burgstarosten suspendiert, sein Vermögen sichergestellt. Der Wojewode löste dann den Verein auf und überwies das Vermögen einschließlich der 140 000 Zloty an — den genannten Elternverein des polnischen Mädchengymnasiums. Eulenspiegel ist nichts dagegen — wäre man versucht zu sagen, wenn die Sache nicht so bitterernst wäre.

Ganz besonders schwierig ist die Lage des deutschen Schulwesens in Wolhynien. Von den mit vieler Mühe und größten materiellen Opfern der Volksgruppe aufgebauten neuen Schulhäusern mußten sechs im Frühjahr vorigen Jahres ihre Pforten schließen, weil sich verwaltungsmäßige Schikanen und fadenscheinige Gründe als stärker erwiesen, als der gute Wille, mit der die deutsche Volksgruppe den Forderungen der polnischen Behörden gerecht zu werden suchte. Hunderte von Kindern blieben monatelang ohne Schule, oder waren gezwungen polnische

Schulen zu besuchen, weil die Entscheidung über die Schulangelegenheiten systematisch hinausgezögert wird. Nur drei dieser Schulen sind bisher wieder geöffnet worden, während diejenigen Eltern, die ihre Kinder lieber gar nicht als in eine polnische Schule schicken, Strafmandate wegen Nichterfüllung der Schulpflicht erhalten.

+

Es würde zu weit führen, wollte man die hunderte von Schikanierungsfällen hier einzeln aufführen. Es mögen diese charakteristischen Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen, genügen. In der offiziösen „Deutschen Diplomatischen Korrespondenz" wurde festgestellt, der deutsch-polnische 10-Jahrespakt sei kein Schlußakt, sondern „ein Instrument zur Regelung und Kontrolle" der Beziehungen. Für den Wert einer Kontrolle ist es entscheidend, ob die Meßinstrumente stimmen, derer man sich zu diesem Zweck bedient. Meßinstrumente müssen geeicht werden. Dazu bedarf man der richtigen Maße. Diese auffinden zu helfen ist der Sinn unserer Feststellungen. F.

Du mußt wissen, daß ....

... die Weichsel nicht weniger als der Rhein ein europäischer Schicksalsfluß ist. Als Napoleon I. vor 130 Jahren den preußischen Staat besiegt hatte, war es von entscheidender europäischer Bedeutung, daß kein Weichsel-Korridor geschaffen wurde, der Preußen von Deutschland trennte.

+

... gerade dieses östliche Preußen damals der Ausgangspunkt des Widerstandes gegen die napoleonische Unterdrückung gewesen ist. Aus dem lebendigen Wechsel der Kräfte, die ungehindert durch einen Korridor vom Rhein, aus der Mitte und dem Süden nach Preußen flossen und dort von dem lebendigen Geist der Kantischen Pflicht-Philosophie beantwortet wurde, entstanden die Impulse, die über die preußische Erhebung zur Erneuerung des Reichsgedankens führten.

+

... der Funke, der aus der Berührung dieser Kräfteströme im Nordosten entstanden war, nach Schlesien hinübersprang, dem Lande, das als Brücke zum Südosten südliches und nördliches Element in eigentümlicher Weise vereinigte. Dieses Schlesien, einst im Besitz Habsburgs und Österreichs und im Kampf Friedrichs des Großen um die Größe Preußens gewissermaßen Urzelle des kommenden Reiches, bildete immer einen Teil des großen deutschen Geisteslebens. „Es hat das Ganze der deutschen Geschichte mit allen Bestrebungen, Richtungen und Schöpfungsweisen nicht nur begleitet, sondern in sich durchlebt, indem es dies alles mit eigenem Wesen erfüllte."

+

... gleichzeitig mit dieser preußisch-deutschen Widerstandsbewegung auch in der heutigen Ostmark, im Deutschtum Österreichs eine Widerstandsbewegung erwacht war, ja daß von dort aus eigentlich der erste Ansturm gegen den Unterdrücker erfolgt war, der 1809 in der Schlacht bei Aspern durch Erzherzog Karl seine erste Niederlage erlebte.

+

Du mußt also wissen, daß sich an diesen Beispielen, wie an unzähligen anderen, die ständige Gleichrichtung allen ostdeutschen Schicksals in der Geschichte erweist und seine unlösbare Verknüpfung mit dem Sein und Werden des großen deutschen Reiches.

„Der Deutsche im Osten", Heft 1–11, enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe
Rob. Hohlbaum: Österreich
Karl Viererbl: Bayrisches Grenzland
H. Chr. Kaergel: Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur
Heinz Kindermann: Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart
ders.: Österreichs gesamtdeutsches Schrifttumserbe
W. Daitz: Deutschland und der Ostseeraum
Niels von Holst: Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst
ders.: Baltendeutsche Kunstsammler
Karl Hans Fuchs: Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit
H. R. Wiese: Vertiefung der Volksgemeinschaft (Breslaus völkische Feste
Gottfried Rothacker: Bojerheim — Böhmen — Sudetenland
Walter Recke: Der deutsche Zusammenbruch in Warschau am 11. November 1918 — Pilsudski und der deutsche Soldatenrat
Herybert Menzel: Anna Luise Karschin, das Märchen ihres Lebens
Novellen von H. Fr. Blunck, Paul Brock, H. Chr. Kaergel, Joseph Handl und Heinrich Stieghorst
Gedichte von Agnes Miegel, Gottfried Rothacker, Martin Damß, Herybert Menzel, Paul Niekrawietz, Erich Post, Thilo v. Trotha, Peter Barth, Ottfried Graf Finckenstein, Kurt Kuberzig u. a.

Fortlaufende Lageberichte über das Deutschtum im Osten

Ständige Bildaufsatz-Reihe: „Städte im Osten" (1. Komotau, 2. Riga, 3. Prag, 4. Krakau, 5. Reval, 6. Hermannstadt, 7. Deutsche Kultureinflüsse in Warschau

Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter

Die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten" gibt in den bisher erschienenen elf Heften einen vollen Überblick über den Ablauf der tschechischen Frage

Herausgeber: Wilhelm Zarske
unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 49, für die Freie Stadt Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung", Danzig, Langgasse 13.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)
Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).